

**Martina Hingis: Das erste grosse Interview nach der Doping-Sperre**

Nummer 22 – 28. Mai 2009 – 77. Jahrgang  
Fr. 5.90 (inkl. MwSt.) – Euro 3.90

# DIE WELTWOCHEN



## **Erfolgreich, schön, einsam**

Wenn intelligente, attraktive Frauen keine Männer finden.

*Von Nicole Althaus und Bettina Weber*

## **Oase der Geldwäscherei**

Wie Deutschland EU-Recht missachtet. *Von Markus Somm*

## **Van Gogh in Basel: Zweifel an Echtheit**

Warum ich mindestens zwei Bilder der Ausstellung für Fälschungen halte.

*Von Matthias Arnold*



Wir denken weiter.

PUBLICIS



## An eine Zukunft mit mehr Gesundheit: Die neue FutureLine von ZUG.



Der neue Combi-Steam SL.

Lassen Sie sich Ihre Gesundheit schmecken. Im neuen Combi-Steam SL bleiben mehr Vitamine, Mineralstoffe und Spurenelemente erhalten. Der Combi-Steam SL ist auf Menüs von Meisterköchen programmiert: Mit der einzigartigen GarSensorik kommen gesunde, hervorragend schmeckende Gerichte wie von alleine auf den Tisch. Für eine gesunde Zukunft hilft Ihnen ZUG gerne weiter: [www.vzug.ch/futureline](http://www.vzug.ch/futureline)



Führend in Küche und Waschraum

## Intern

Als Gesellschafts-Chefin Bettina Weber unlängst ein paar Freundinnen auf ein Bier traf, schaute sich die eine in der Bar um, schüttelte den Kopf und sagte trocken: «Also wenn ich nicht den besten aller Männer hätte, ich hätte ja keine Ahnung, wo ich ein vernünftiges Exemplar hernehmen sollte.» Der Satz sass. Die Single-Frauen am Tisch verdrehten die Augen, die Runde, ob ungebunden oder nicht, war sich einig: Männer können einfach nicht mit starken Frauen. Ist das tatsächlich so? Weber wollte es genauer wissen und machte sich zusammen mit der Journalistin Nicole Althaus daran, der Sache auf den Grund zu gehen. Die Recherche brachte Niederschmetterndes an den Tag: Zahlreiche Statistiken im In- und Ausland beweisen klar, dass gutausgebildete, erfolgreiche Frauen ab 30 tatsächlich deutlich weniger häufig in einer Partnerschaft leben als ihre Geschlechtsgenossinnen mit einer bescheideneren Karriere. Glück im



**Glückstreffer:** Demi Moore mit Ehemann.

Beruf, Pech in der Liebe. Immerhin, wenn man mit Psychologinnen wie Julia Onken spricht, ist die Lage nicht hoffnungslos. Es gibt Strategien gegen die Liebesmisere. **Seite 30**

Die Ausstellung mit den Landschaften Vincent van Goghs lockt täglich Tausende von Besuchern ins Kunstmuseum Basel. Manche staunen und erschauern vor den Bildern des niederländischen Meisters mit dem Status eines Kunst-Popstars. Doch sind wirklich alle der in Basel ausgestellten Werke echt? Matthias Arnold, Verfasser mehrerer dicker Bücher über den Maler, vertritt die These, mindestens zwei der in Basel gezeigten und gefeierten Bilder

seien «Fälschungen». Kunsthistoriker Arnold argumentiert in erster Linie stilkritisch. Zweifel an der Echtheit mancher van Goghs gibt es



**Fälschungsverdacht:** Van-Gogh-Werk.

schon seit Jahrzehnten. Wir nehmen die Fälschungsdebatte aus aktuellem Anlass wieder auf. Vielleicht findet sich ja ein Autor, der in einer der nächsten Ausgaben die Gegenthese vertritt. **Seite 40**

Man konnte es kaum glauben, als Martina Hingis vor anderthalb Jahren in einer Dopingkontrolle wegen angeblichen Kokainkonsums hängenblieb. An einer emotionalen Pressekonferenz verkündete sie ihren Rücktritt, dann ist die ehemalige Nummer eins im Frauentennis abgetaucht. Jetzt gewährte sie unserem Redaktor Andreas Kunz ihr erstes grosses Interview seither. Sie habe den ganzen Samstag Zeit für ihn, erklärte sie Kunz am Telefon, früher habe sie am Wochenende ja immer Halbfinal und Final spielen müssen. Unser Redaktor liess sich nicht zweimal bitten, besuchte Hingis in ihrem Reitstall, brettete in ihrem knallgelben Porsche Turbo den Zürichsee entlang und führte ein langes Gespräch, in dem sich Hingis als bodenständige und selbstbewusste junge Frau zeigte, die nichts zu verbergen hat. **Seite 56**

Das Interview mit dem ehemaligen UBS-Kunden Igor Olenicoff wurde in der letzten Ausgabe mit dem Satz angekündigt, er spreche erstmals über die dramatischen Ereignisse. Das ist so nicht ganz richtig, die «Rundschau» des Schweizer Fernsehens konnte Olenicoff schon früher interviewen. Wir wollten die Leistung der Kollegen keinesfalls schmälern, unsere Ankündigung bezog sich lediglich auf Interviews in Printmedien. *Ihre Weltwoche*

## Impressum

**Herausgeberin:** Weltwoche Verlags AG, Föhrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich

**Redaktion:** Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, E-Mail: redaktion@weltwoche.ch  
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch

**Verlag:** Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07, E-Mail: verlag@weltwoche.ch

**Internet:** www.weltwoche.ch

**Abo-Service:** Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91  
E-Mail: aboservice@weltwoche.ch

Jahresabonnement Inland Fr. 203.– (inkl. MwSt.)  
**E-Mail-Adressen:** vorname.name@weltwoche.ch

**Gründer:** Karl von Schumacher (1894–1957)

**Verleger und Chefredaktor:** Roger Köppel

**Stv. Chefredaktor:** Markus Somm

**Produktionschef:** David Schnapp

### Redaktion:

Daniel Ammann, Alex Baur, Hanspeter Born, Urs Paul Engeler, Urs Gehriger, Philipp Gut (Leitung Kultur), Carmen Gasser, Pierre Heumann (Naher Osten), Andreas Kunz, Peter Keller, René Lüchinger (Leitung Wirtschaft), Daniele Muscionico, Kai Michel (Wissenschaft), Daniela Niederberger, Beatrice Schlag (Los Angeles), Eugen Sorg, Mark van Huisseling, Bettina Weber (Leitung Gesellschaft)

### Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Silvio Borner, Henryk M. Broder, Max Frenkel, Ludwig Hasler, Jörg Hess, Peter Hostenstein, Wolfram Knorr, Albert Kuhn, Dirk Maxeiner, Christoph Mörgeli, André Müller, Franziska K. Müller, Ulf Poschardt, Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht, Oliver Schmuki (Leserbriefe), Sacha Verna (New York), Sami Yousafzai (Pakistan/Afghanistan), Jürg Zbinden, Kurt W. Zimmermann

**Bildredaktion:** Catharina Hanreich (Leitung), Christophe Bosset, Nadine Hofer (Assistentin)

**Layout:** Catharina Clajus (Leitung), Peter Aschmann, Rolf Mundwiler

**Infografik:** Helmut Germer

**Korrektur:** Cornelia Bernegger und Rita Kempfer (Leitung), Viola Antunovits, Gilbert Grap, Beat Kuttinig

**Internet:** Andreas Thut (Leitung)

**Sekretariat:** Miriam Schoch (Leitung), Inga-Maj Hojaij-Huber

**Verlagsleitung:** Maike Juchler

**Marketing:** Sandra Millius (Leitung)

**Anzeigenverkauf:** Christine Lesnik (Leitung), Angela Prisciantelli

**Anzeigeninnendienst:** Anina Gross, Laura Bazzigher,

Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch

**Internetverkauf:** Publicitas web2com AG

**Tarife und Buchungen unter:** Tel. 044 250 31 91

E-Mail: salesservices.web2com@publicitas.com

**Druck:** Basler Zeitung, Hochbergerstrasse 15, 4002 Basel

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

# Breitling kreiert den Chronografen **par excellence**

Perfekte Formgebung, Ausnahmemotor: Breitling startet mit einem hochexklusiven Instrument zum Höhenflug, das unter den mechanischen Chronografen neue Maßstäbe setzt. Ein markantes Design, einzigartig, aufs Wesentliche reduziert. Eine brillante Präsenz am Handgelenk, ein gelungener Mix von Performance und Eleganz. Ein authentisches, mit aufwändigster Detailpflege fabriziertes und endgefertigtes Paradedstück. Die Chronomat B01 ist auf maximale Robustheit, Funktionalität, Effizienz und Glanzleistung getrimmt, geschaffen von bestausgewiesenen Könnern für Kenner hochkarätiger Mechanik. Im durchtrainierten Zeitmesser tickt das Kaliber B01, ein automatisches, vollumfänglich in den Breitling Werkstätten entwickeltes und gefertigtes Chronografenwerk. Dieser architektonisch innovative Originalmotor ist zuverlässig, präzise, leistungsstark und wie alle Breitling Werke Chronometer-zertifiziert. Raffinierte Ästhetik und Performance pur: Mit der Chronomat B01 interpretiert Breitling den mechanischen Chronografen neu.



AARAU: Gygax Schneeberger • ASCONA: Charly Zenger • BASEL: Spinnler + Schweizer  
BIEL/BIENNE: Jacques Tissot • GENÈVE: Les Ambassadeurs, Bijouterie Kunz, Bijouteries  
Zbinden • INTERLAKEN: Kirchhofer • LAUSANNE: A L'Émeraude • LUGANO: Les  
Ambassadeurs • NEUCHÂTEL: Robert • VADUZ: Huber • WINTERTHUR: Mundwiler  
ZÜRICH: Les Ambassadeurs, Türler





INSTRUMENTS FOR PROFESSIONALS™



CHRONOMAT B01

[WWW.BREITLING.COM](http://WWW.BREITLING.COM)

# Der neue Verso. Das praktische Raumwunder, jetzt mit noch mehr Platz.



**Mehr Fahrkomfort und Laderaum:**  
32 mögliche Sitzpositionen und eine grosse, ebene Ladefläche.

**Mehr Sicherheit für Sie und Ihre Mitfahrer:**  
Aktive Kopfstützen vorne mit Anti-Schleudertrauma-Schutzsystem, Kopf-Airbags auf der 3. Sitzreihe beim 7-Plätzer.

**Mehr Beinfreiheit:**  
Mehr Platz als in einer Luxuslimousine.

**Mehr Ausstattung:**  
Schon die Basisversion Linea Terra überzeugt zum Beispiel mit der Klimaanlage und Mittelarmlehne in der 2. Sitzreihe.

**Mehr Übersicht:**  
Zusätzlicher Innenraumspiegel, grosses Glas-Panoramadach (optional), grössere Frontscheibe.

**Mehr Leistung, weniger Verbrauch:**  
Dank Toyota Optimal Drive.



Verso 1.8 «Linea Sol Premium», 7 Plätze.

Von aussen werden Sie denken: wie kompakt. Von innen werden Sie denken: wie gross. Mit dem neuen Verso können Sie nur profitieren.

- Sauberste Motorentechnologie dank Toyota Optimal Drive
- Nur 5,6 l Verbrauch (2.0-l-Common-Rail-Turbodiesel)
- Nur 146 g/km CO<sub>2</sub>-Ausstoss
- Den Verso gibt's **bereits ab Fr. 32'200.-\***  
inkl. **3 Jahre Gratis-Service**

Testen Sie das Raumwunder jetzt bei einer Probefahrt.

\* Unverbindlicher Nettopreis.

Ø CO<sub>2</sub>-Ausstoss aller in der Schweiz angebotenen Fahrzeugmodelle: 204 g/km



[verso.ch](http://verso.ch)

Today  
Tomorrow  
Toyota

## Familien

**Wer sich keine Familie leisten kann, sollte auch keine Familie gründen. Der Fall Kurras ist keine Fussnote der Geschichte der 68er. Von Roger Köppel**

Die Familienpolitik ist auch in der Schweiz zu einem hart umkämpften ideologischen Schlachtfeld geworden. Ein falsches Adjektiv im falschen Moment kann langjährige Freundschaften beenden. Die politisch korrekte Auffassung des Themas konzentriert sich auf folgende, mitleidlos verteidigte Kernideen. Erstens: Der Staat hat Kinderkrippen zu fördern. Zweitens: Berufstätige Mütter sind bessere Menschen als Mütter, die zu Hause für ihre Familien sorgen. Drittens: Der Staat hat dafür zu schauen, dass es möglichst viele berufstätige Mütter gibt, wobei die Erziehung der eigenen Kinder nicht als Beruf gilt, sondern als Ausdruck eines rückständigen, vorsintflutlichen, unemanzipierten Menschenbilds, in dessen Zentrum die Hausfrau als intellektuell überfordertes Opfer einer männerdominierten Zwangsordnung betrachtet wird. Viertens: Ein Verstoß gegen diese unbezweifelbaren Gewissheiten lässt auf eine frauenfeindliche, ja menschenverachtende Gesinnung schliessen.

Ob aus Angst vor den Folgen einer abweichenden Meinung oder aus echter Überzeugung: Am Mittwoch letzter Woche hat sich der Bundesrat auf ein Steuermodell geeinigt, das die einseitige Bevorzugung der Doppelverdiener-Staatskinderkrippen-Familie auf Kosten der klassischen Familie, in der sich die Frau oder der Mann auf eigene Kosten um die Erziehung kümmert, mit erheblichen finanziellen Anreizen vorantreibt. Ein Doppelverdiener-Ehepaar, das seine Kinder fremdbetreuen lässt, soll steuerlich entlastet werden. Eine Familie, bei der sich beispielsweise die Frau um die Kinder kümmert, während der Mann das Geld nach Hause bringt, geht leer aus. In der Summe wird die Doppelverdienerfamilie gleich doppelt privilegiert. Erstens: Durch steuerliche Vergünstigungen soll sie dazu gebracht werden, ihre Kinder in Krippen unterzubringen, die, zweitens, in der Regel staatlich subventioniert werden.

Warum ist das ein Unsinn? Ein liberaler Staat muss sich am Prinzip der Eigenverantwortung orientieren. Auf die Familie gemünzt, bedeutet dies: Bevor sich ein Mann und eine Frau dazu entschliessen, Kinder zu bekommen, müssen sie in der Lage sein, ihre Familie aus eigener Kraft zu ernähren. Sie tragen die volle finanzielle Verantwortung



*Männerdominierte Zwangsordnung.*

für sich selber und den Nachwuchs, und nur wer diese Verantwortung tragen kann und will, sollte überhaupt erst eine Familie gründen. Es kann keine Aufgabe des liberalen Staates sein, Leute zu subventionieren, die sich keine Familie leisten können oder die nicht bereit sind, die Einschränkungen der Kindererziehung voll auf sich zu nehmen. Wenn der Staat Familien steuerlich entlasten will, was an sich sinnvoll ist, dann sollte er nicht zwischen Familien, die Krippen in Anspruch nehmen, und Familien, die ihre Kinder selber erziehen, unterscheiden.

In Diskussionen heisst es oft, die heutigen westlichen Gesellschaften, darunter auch die Schweiz, seien aufgrund tiefer Geburtenraten kinderfeindlich, entsprechend habe der Staat korrigierend eingzugreifen. Mit Verlaub: Das ist ein Mythos. Am Ende des 19. Jahrhunderts waren die Geburtenraten und die Familien grösser als heute, obschon die Umstände für Kinder wie Eltern in jeder Hinsicht widriger waren. Die tiefen Geburtenraten sind nicht das Resultat kinderfeindlicher Infrastrukturen.

Offenbar sind in wohlhabenden Gesellschaften Männer und Frauen einfach zusehends weniger gewillt, die Verantwortung und die Entbehrungen zu ertragen, welche die Kindererziehung mit sich bringt. Der Selbstentfaltungstrieb der Subito- und Ego-Gesellschaft kollidiert mit der zu Konsumverzicht und Selbstbeschränkung gezwungenen Familie, die sich ohne Subventionen vom Staat durchschlagen muss. Dass sich ausgerechnet die FDP

für eine noch stärkere steuerliche Bevorzugung berufstätiger Kinderkrippen-Eltern einsetzt, ist ein Beleg dafür, wie weit sich der Freisinn in einer wichtigen Debatte vom freisinnigen Kernanliegen der Eigenverantwortung entfernt hat.

Etwas rasch sind einige deutsche Zeitungen über die Enttarnung des früheren Stasi-Spitzels Karl-Heinz Kurras hinweggegangen. Der ehemalige Westberliner Polizist geriet am 2. Juni 1967 in die Schlagzeilen, als er bei einer grossen Demonstration den Studenten Benno Ohnesorg von hinten erschoss und damit einer Radikalisierung der deutschen 68er Bewegung massiv Vorschub leistete, ja vielleicht sogar durch seinen Todesschuss den Gründungsmythos schuf, auf den sich die randalierenden Studenten in ihrer Fundamentalopposition gegen die Bundesrepublik stets beriefen. In Kurras, so die damalige Lesart, sei der faschistoide Charakter, die unverdaute nationalsozialistische Vergangenheit der jungen BRD zur Kenntlichkeit entstellt worden. In der Hassfigur des autoritären, unter fragwürdigen Umständen später freigesprochenen Todesschützen glaubten die Protestler den Beweis für die Richtigkeit der eigenen Militanz zu erblicken.

Letzte Woche kam heraus: Der schiessende Polizist war in Wahrheit ein Agent der ostdeutschen Staatssicherheit, ein Spion und Mitarbeiter der DDR, der, selber Kommunist, jahrelang im Auftrag des Oststaats arbeitete. Ob der linke Polizist den linken Studenten auf Geheiss der DDR erschoss, um die Situation absichtlich zur Eskalation zu bringen, lässt sich nach heutiger Quellenlage nicht klären. Umgekehrt muss man sich die Frage stellen, mit welcher anderen Motivation der verdeckt arbeitende Kriminalbeamte im damaligen Konfrontationsklima auf einen unbewaffneten Studenten denn hätte feuern sollen. Kurras muss gewusst oder zumindest in Kauf genommen haben, dass seine Tat eine qualitative Veränderung, eine Steigerung des Chaos und eine Aufwiegelung militanter Gruppen bedeuten würde. Eigentlich ein brillanter Stoff für den Spionageschriftsteller John le Carré.

Der Fall Kurras ist keine Fussnote zur Geschichte der 68er. Er bringt unangenehm zum Ausdruck, was die revoltierenden Studenten bis heute gerne verdrängen. Ihr Protest mag nicht ausgelöst worden sein in den kommunistischen Kommandozentralen des Ostens, aber zu einem sehr frühen Zeitpunkt steuerten, beeinflussten und bemächtigten sich die Stasi-Strategen der Aufwiegler im Westen. Manch einer, der damals in Deutschland oder in der Schweiz, aus ehrlicher Empörung über Ohnesorgs Erschiessung, auf die Barrikaden stieg, dürfte sich heute als nützlicher Idiot des internationalen Sozialismus vorkommen.



Erstaunlich: Ständerätin Sommaruga. Seite 34



Falsches Feindbild: 68er Protest. Seite 46



Legendäre Frisur: Ex-Trainer Gress. Seite 54



Ende des Tigers: tamilische Rebellen. Seite 50

## Aktuell

### 5 Editorial

### 11 Kommentar Sozialismus live

### 12 Stunde der Heuchler

Deutschland tritt als Hüter internationaler Verträge auf und kritisiert die Schweiz. Tatsächlich hat es jahrelang EU-Recht gegen Geldwäscherei nicht umgesetzt

### 14 «Linderung des Schmerzes» Gespräch mit Jan-Egbert Sturm, Chef der ETH-Konjunkturforschungsstelle

### 16 Essay Weil die Regierung mit den falschen Zahlen rechnet, hat sie die Wirtschaftskrise zu spät erkannt

### 18 Schweizer Namen für Schweizer Der Ständerat will keine freiwillige Helvetisierung bei der Einbürgerung

### 19 Kleiner Unterschied mit Folgen Mädchen und Knaben sind in der Schule nicht gleich. Ist das wirklich schlimm?

### 19 Gier in Bern Die Parteien greifen tiefer in die Bundeskasse

### 20 Unheilige Allianz Aus Eigeninteresse geforderte Klimaschutz-Massnahmen werden immer gefährlicher

### 22 Bagatellisierung der Gewalt Replik im «Fall Seebach»

### 24 Verlorene Unschuld In der Krise glauben selbst Ökonomen an die falschen Rezepte

### 26 Mörgeli Stocker und die Schwarzarbeit

### 26 Bodenmann Lieber Söldner haben als sein

### 27 Medien Es knistert und riecht!

### 27 Wortkontrolle «Biodiversitäts-Monitoring»

### 28 Leserbrief

## Hintergrund

### 30 Weiblich, schön, erfolgreich sucht ...

Für gutausgebildete junge Frauen wird es immer schwieriger einen Partner zu finden. Die Kehrseite der Emanzipation?

### 34 Die Verwandlung

Der Ständerat ist nicht mehr die massvolle *chambre de réflexion*

### 38 «Elternbriefe in siebzehn Sprachen»

Erziehungsdirektor Christoph Eymann kämpft für die Vereinheitlichung des Schweizer Schulsystems

### 40 Der echte und der falsche van Gogh

Mindestens zwei Werke an der Van-Gogh-Ausstellung in Basel sind umstritten. Kunsthistoriker Matthias Arnold über die Hintergründe von «Echtheitsgarantien»

### 46 Ende eines Mythos

Der Polizist Karl-Heinz Kurras, der 1967 den Studenten Benno Ohnesorg erschoss, war ein DDR-Spion

### 47 «Aus. Feierabend» Zu Hause bei Karl-Heinz Kurras

### 48 Eine bessere 68er Bewegung Nationalrat Josef Lang über die Irrtümer der Linken nach dem Ohnesorg-Mord

### 50 Das Erbe des Tigers

Die Schweiz ist die wichtigste Drehscheibe der Tamil Tigers

### 52 «Es ging sackgrob zu und her»

Niklaus von Reding über seine liebsten Vorfahren

### 54 Kopf der Mannschaft

Als Fussball-Kommentator wurde Gilbert Gress Kult – am liebsten würde er wieder eine grosse Mannschaft trainieren





Neues Leben: Hingis, Wallach Darconi. Seite 56

## Interview

### 56 «Ich habe nie etwas verheimlicht»

Nach ihrer Dopingsperre hat sich Martina Hingis aus der Öffentlichkeit zurückgezogen. Jetzt spricht die ehemalige Nummer eins im Tennis zum ersten Mal über diese schwierigen Zeiten und ihre Zukunftspläne

## Stil & Kultur

### 60 Heilige und Hure Fotografin Brigitte Lacombe

### 62 Namen Von Kate Moss bis Christa Rigozzi

### 63 MvH Ich, das kleine Rad

### 64 Im Gespräch Michael Bach, Geschäftsführer des Messer-Shops CeCo Ltd. in Biel

### 65 Luxus Stars aus «Psycho» und «Halloween»

### 66 Auto Jaguar E-Type

### 67 Zu Tisch «La Table d'Edgard» im «Lausanne Palace»

### 67 Wein Meursault 2006

### 68 Bestseller

## 68 Pfeil im Herzen

In seinem neusten Kriminalroman, der im Berner Oberland spielt, übertrifft Gilbert Adair sich selbst

### 70 Jazz Franz Koglmann

### 70 Film «Coco avant Chanel»

### 71 Ausstellung Der Künstler Andreas Züst war auch ein grosser Sammler

### 72 Doppelpass Folge 27

### 74 Hochzeit Sukey Chang und Mathias Adam

## Autoren in dieser Ausgabe

### Bjørn Lomborg



Das *Time Magazine* zählt den Direktor der Denkfabrik Copenhagen Consensus Center zu einem der einflussreichsten Politologen weltweit.

Mit «Cool It!» landete er einen Bestseller. Auf Seite 20 warnt Lomborg vor den Gefahren des sich formierenden «klimatisch-industriellen Komplexes».

### Barbara Lukesch



Mit einiger Verwunderung beobachtete die freie Journalistin die clownesken Fernsehauftritte von Gilbert Gress. Dann recherchierte sie

bei seinen Freunden und ehemaligen Spielern – und traf den eigentümlichen Fussballlehrer persönlich. Lesen Sie ihr Porträt auf Seite 54.

[www.weltwoche.ch](http://www.weltwoche.ch)

## Online-Dossiers

Alle Artikel zu den Themen:

- Vincent van Gogh
- Energiepolitik
- Bankgeheimnis/Steuerstreit
- Bundesanwaltschaft
- Sozialhilfe-Missbrauch
- Die Deutschen

finden Sie in unseren Dossiers unter [www.weltwoche.ch/dossier](http://www.weltwoche.ch/dossier)

## Weltwoche zum Hören

Professionelle Sprecher lesen ausgewählte Artikel. Diesen Monat:

- «Diener der Weiblichkeit»; Ruedi Leuthold über Fotograf Otto Weisser
  - «Zimmermann und Gentleman»; Dominique Feusi über den neuen Mister Schweiz
  - «Viriler Zwerg»; Ulf Poschardt über den Smart Fortwo Brabus Xclusive
  - «Eine Volksschule, die das Volk will»; Philipp Gut zur Schulreform
- [www.weltwoche.ch/audio](http://www.weltwoche.ch/audio)

### Platin-Club

**Spezialangebot:** Profitieren Sie von 10% Rabatt auf allen Tickets fürs Opernfestival Avenches  
**Produkt des Monats:** 22% Rabatt auf den FullHD-Projektor Sanyo PLV-Z700 (Fr. 1389.– statt Fr. 1799.–)

Mehr auf [www.weltwoche.ch/platinclub](http://www.weltwoche.ch/platinclub)

# SONY

## 200 Bilder pro Sekunde. Für ein Erlebnis wie im Stadion.

Jede Bewegung, jedes Dribbling, jedes noch so kleine Detail:  
Gestochen scharf, dank dem neuen BRAVIA Z4500 Flachbild-  
fernseher mit Motionflow 200Hz Technologie. [www.sony.ch/bravia](http://www.sony.ch/bravia)

„Sony“, „BRAVIA“ und „200Hz Motionflow“ sind eingetragene Warenzeichen der Sony Corporation, Japan.

### BRAVIA

**Motionflow**  
200Hz

Nur für kurze Zeit: Jetzt einen BRAVIA Fernseher mit Motionflow-  
Technologie kaufen und CHF 250.- bzw. CHF 500.- sparen!\*

\* Preisnachlass von CHF 500.- beim Kauf eines 200Hz-Modells bzw. von CHF 250.- beim Kauf eines 100Hz-Modells (z.B. BRAVIA KDL-40Z4500 mit 200Hz: Unverbindliche Preisempfehlung CHF 2813.- abzüglich CHF 500.-; Endverkaufspreis CHF 2313.-. Preise können im Handel variieren). Im teilnehmenden Fachhandel vom 20. 4. 2009 bis 30. 6. 2009. Weitere Infos unter [www.sony.ch/bravia](http://www.sony.ch/bravia).



## Sozialismus live

Von Urs Paul Engeler — Vertragszwang, Subventionen, Praxisgebühr: Das ist Symptombekämpfung. Die Krankenversicherung ist nicht zu retten. Das Obligatorium muss fallen. Der Markt eingeführt werden.



Zahlentrics und runde Tische: Gesundheitsminister Couchepin.

Einer ihrer Wahlversprechen, den die frühere Sozialministerin Ruth Dreifuss (SP) auch öffentlich äusserte, war der Satz, mit dem Karl Marx die «höhere Phase» seiner kommunistischen Gesellschaft in die Formel goss: «Jeder nach seinen Fähigkeiten, jedem nach seinen Bedürfnissen!» Mit dem Krankenversicherungsgesetz (KVG) ist die Sozialdemokratin ihrem ersehnten sozialistischen Paradies, in dem «alle Springquellen des genossenschaftlichen Reichtums fliessen» (Marx), entscheidende Schritte nähergekommen. Seit das Gesetz in Kraft ist, zahlen immer weniger Leute (mit finanziellen «Fähigkeiten») allen alles, was sie aus dem attraktiven medizinischen Angebot zu konsumieren wünschen: Hausarzt, Spezialarzt, Spital, Zweitkonsultation, Pillen, Drittgutachten, Sirupe, MRI, Besuch beim Chinesen oder andern «Alternativen», Stippvisite beim Notfall, Bluttest, Apotheke, wieder Hausarzt oder, bei Nichtgefallen, Wechsel zu Hausarzt zwei.

Im Jahr 2007 liessen sich bereits 39 Prozent aller Schweizer Haushalte die Prämien für ihre Krankenkasse teilweise oder ganz vom Staate bezahlen. Rund vier Milliarden Franken, mehr als für die Landwirtschaft, mehr auch als für die Armee, müssen dafür schon bereitgestellt werden. In den Kantonen Genf, Jura, Thurgau, Uri und Nidwalden wird gar mehr als die

Hälfte der Leute subventioniert. Die Minderheit, die ihre Kassenrechnung selbst begleicht, finanziert über die Steuern zwangsweise überdies die staatliche Verbilligung der Prämien. Je rasanter die Kosten für das Gesundheitswesen ansteigen, umso krasser wird das Missverhältnis: Immer mehr können oder wollen nicht mehr zahlen, immer weniger finanzieren einen immer gewaltigeren Apparat.

Nach der Prognose von Pascal Couchepins Bundesamt für Gesundheit (BAG), wonach die Prämien im kommenden Jahr sich um durchschnittlich fünfzehn Prozent verteuern, im Kanton Bern sogar um zwanzig Prozent (wahrscheinlich auch mehr, schiebt das BAG nach), befürchtet der Berner Gesundheitsdirektor, dass er demnächst weit über die Hälfte aller Haushalte mit staatlichen Zuschüssen stützen müsse und dass dies «den Kollaps des Systems» bedeute.

Mit der ersten Voraussage hat er zweifellos recht, mit der zweiten liegt er falsch: Das System KVG mit Obligatorium und behördlich vorgeschriebenen und garantierten Leistungen (Grundkatalog) ist geradezu darauf angelegt, den individuellen Spielraum zu beengen und die Macht des Staates zu maximieren.

Die Eigendynamik des Systems lässt sich nicht länger kaschieren: Das Individuum kann so viel konsumieren, wie es will – und tut dies

auch. Wer nicht konsumiert und nur zahlt, ist der Dumme – und der will niemand sein. Die Kassen sind machtlos und desinteressiert, weil sie die Kosten, die sie übernehmen müssen, einfach in höhere Prämien umformen können.

Ärzte und Spitäler legitimieren ihre ausgebauten Angebote mit den Kundenwünschen (wie dem Ja zur Komplementärmedizin). Die Politik versucht mit Zahlentrics (Couchepin) und runden Tischen (wiederum Couchepin) oder markigen Nullsätzen den Teufelskreis zu verschleiern. Die Individuen konsumieren.

### Spardruck wirkt Wunder

Alle Rezepte, die auf Abruf vorgetragen werden, dienen nur der Symptombekämpfung und haben höchstens einen marginalen Einfluss auf die Kosten: Weder die Abschaffung des Vertragszwangs mit Arztpraxen und andern Anbietern noch der Druck auf Preise von Medikamenten und andern Leistungen (wird via Verschreibep Praxis locker unterlaufen), noch eine geänderte Spitalfinanzierung, noch die Erhöhung der Franchisen schaffen nachhaltig Remedur. Bis von den knapp sechzig Milliarden Franken, die das Gesundheitssystem kostet, eine einzige eingespart wird, sind drei neue aufgelaufen.

Die einzige Lösung ist der Systemwechsel, und zwar der radikale: weg vom Obligatorium! Für das Individuum bedeutete dies die freie Wahl der versicherten Leistung. Wie bei einer Hausrats-, Haftpflicht- oder einer anderen Police könnten massgeschneiderte Modelle, was Leistungen und Kostenbeteiligung betrifft, erarbeitet werden. Kostenbewusste würden nur Grossrisiken (mit Spitalaufenthalt) versichern und «normale» Arztbesuche und Medikamente aus dem Portemonnaie berappen. Jeder Spardruck wirkt Wunder.

Im freiheitlichen System wären die Krankenkassen nicht länger Vollzugsorgane des Staates, die für vorgeschriebene Leistungen die vorgeschriebenen Gebühren einzutreiben haben. Sie müssten im Wettbewerb der Ideen und Modelle die attraktivsten Leistungen zu tiefsten (und rigoros kontrollierten) Kosten anbieten – und könnten, im Gegensatz zu heute, bei Erfolg sogar Gewinne einfahren. Auch jede Konkurrenz wirkt Wunder.

Wer den Schritt weg vom sozialistischen KVG nicht will, muss das Jammern beenden. Dass Ruth Dreifuss, die Schöpferin dieser Zwangsversicherung, jede liberale und effektive Versicherung als «Entsolidarisierung» diffamierte, ist, siehe Einleitung, politisch erklärbar. Unverständlich hingegen ist, dass die bürgerlichen Parteien und, allen voran, der freisinnige Sozialminister Couchepin das Ruder noch immer nicht herumreissen wollen. Übermorgen könnte es zu spät sein: Wenn einmal deutlich über fünfzig Prozent der Bevölkerung am staatlichen Tropf hängen, sind kaum mehr Mehrheiten für mehr Freiheit zu finden. ○

## Stunde der Heuchler

*Von Markus Somm* — Deutschland tritt als Hüter internationaler Verträge auf und kritisiert die Schweiz. Tatsächlich hat Berlin jahrelang EU-Geldwäschereigesetze nicht umgesetzt.



*Diverse Defizite:* Bundesfinanzminister Steinbrück (Mitte).

Kein Land hat sich vehementer dafür eingesetzt, dass sich die Schweiz in Steuerfragen internationalen Regeln unterwirft, als Deutschland. Was die Wirtschaftsorganisation OECD vorschrieb, was die EU beschloss, was die G-20, ein Klub der Grossen, verlangte: Deutschland sprach es aus und machte Druck. Anfang Jahr gab die Schweizer Regierung nach und kündigte an, die OECD-Standards anzuwenden. Gewissermassen als hoher Repräsentant der Weltgemeinschaft hatte Bundesfinanzminister Peer Steinbrück (SPD) die Kavallerie über den Rhein geschickt.

Das gleiche Land aber, das so selbstbewusst auf internationale Abmachungen pocht, hält sich nicht daran, wenn es um die eigenen Interessen geht. Jahrelang hat Deutschland die zweite und dritte Richtlinie der EU gegen die Geldwäscherei nicht erfüllt. Erst im vergangenen Jahr beschloss der Bundestag ein Gesetz, das sie etwas vollständiger umsetzte. Das Werk nennt

sich so, wie es nur in Deutschland heissen kann: «Geldwäschebekämpfungsergänzungsgesetz». Die Zahl der Buchstaben korreliert kaum mit der Wirksamkeit der Massnahmen.

Vorangegangen war der einsame Kampf des Deutschen Andreas Frank gegen den eigenen Staat. Nach Hunderten von E-Mails, Briefen und Telefonaten, nach der Lektüre Dutzender Berichte hatte der Unternehmer aus Süddeutschland erreicht, dass Deutschland sich den Regeln der EU unterwarf – beziehungsweise sich anschickte, sich darum zu bemühen.

2004 hatte Frank bei der Europäischen Kommission eine Klage gegen das eigene Land eingereicht. Zunächst wiegelte man ab und spielte auf Zeit. Erst als er den Dienstweg übergang und einen hohen Beamten für sein Anliegen gewinnen konnte, beschloss die Europäische Kommission, gegen Deutschland ein sogenanntes Vertragsverletzungsverfahren einzu-

leiten. Solches tut man in Brüssel nicht gern, vor allem wenn es sich gegen das mächtigste Mitgliedsland richtet. Inzwischen waren drei lange Jahre vergangen.

Deutschlands Gesetze waren und sind besonders ineffizient, wenn es darum geht, Geldwäscherei in Spielbanken zu unterbinden. Möglicherweise hat das damit zu tun, dass es sich um staatliche Monopole handelt, die enorme Steuern abliefern. Ob der Staat dabei Gelder krimineller Herkunft versteuert, kümmert die Behörden oft nicht. In einem Fall unterschlug ein deutscher Bankbeamter mehrere Millionen Euro und verspielte sie im Casino. Obwohl ein Gericht dies feststellte, weigerte sich die Finanzbehörde, die Steuern, die sie auf das gestohlene Geld erhoben hatte, an die Bank zurückzuerstatten. Was der deutsche Staat eingezogen hat, gibt er nicht mehr frei.

Dass Deutschlands Massnahmen gegen die Geldwäscherei nicht dem entsprachen, was deutsche Politiker versprochen hatten, war bekannt. Ausgerechnet eine internationale Organisation, die Financial Action Task Force on Money Laundering (FATF), war im Jahr 2004 zum Schluss gekommen, dass Deutschland hier diverse Defizite aufwies.

### Unterschiedliche Schamgrenzen

Das ist ironisch. Denn die FATF ist eine Art Überwachungsbehörde, die 1989 von der G-7, den mächtigsten sieben Industriestaaten der Welt, ins Leben gerufen worden war. Deutschland gehört zur G-7. Ziel der FATF ist es, mit Kontrollen sicherzustellen, dass alle Mitglieder die Vereinbarungen gegen Geldwäscherei umsetzen, die sie unterzeichnet haben. Inzwischen ist die FATF, die in Paris angesiedelt ist, zu einem Klub von 33 Mitgliedern angewachsen. Auch die Schweiz ist dabei. Über Sanktionsmittel verfügt die FATF nicht, sie baut auf die Hoffnung, mit unbarmherzigen Berichten die Mitglieder in Verlegenheit zu bringen. Meistens lassen sich Kleinstaaten davon mehr beeindruckt als ein G-7-Land. Seit Jahren erhält die Schweiz beste Noten für ihr Vorgehen gegen die Geldwäscherei – während Deutschland sich kaum um die Wünsche der FATF schert.

Selbstverständlich ist auch die EU-Kommission Mitglied der FATF – und deren Berichte lagen in Brüssel. Deutschlands Defizite waren nachzulesen. Dennoch wurde die EU nicht tätig. Deutschland zahlt den grössten Teil des EU-Budgets: Unnötig will man ein so wertvolles Mitglied nicht verärgern. Nur weil ein deutscher Staatsbürger sich die Mühe gemacht hatte, die EU auf diese Lücken hinzuweisen, kam Deutschland am Ende seinen Verpflichtungen nach. Wobei das Gesetz mit dem beeindruckend langen Namen nach Einschätzung deutscher Experten, ja selbst hoher Beamter, noch lange nicht genügt.

Zwar wurden Forderungen der FATF nun erfüllt, immer noch sind aber die Zuständig-

keiten zwischen Ländern und Bund ungeklärt. Trotzdem stellte die EU Ende 2008 ihr Verfahren gegen Deutschland ein. Als der Kläger protestierte, wurde er mit formalistischen Argumenten abgewiesen. Er habe die Dinge, die noch fehlten, seinerzeit nicht moniert, als er die Klage eingereicht habe, hiess es. Daher könne man Deutschland nun nicht mit völlig neuen Vorwürfen behelligen.

Nach wie vor laufen Verfahren der EU gegen Frankreich, Polen und Spanien. Schon vor Jahren hätten diese EU-Mitglieder die dritte Geldwäscherei-Richtlinie in ihr nationales Recht übertragen müssen. Die Richtlinie stützt sich auf vierzig Empfehlungen der FATF. Die Schweiz hat sie alle umgesetzt.

### Bürger unter Generalverdacht

Am Montag dieser Woche lud eine Kommission des Bundestages erneut Experten und Interessenvertreter nach Berlin. Man hörte sie zu einem neuen Gesetz an, mit dem Deutschland Steuerhinterziehung unterbinden will. Es herrscht Wahlkampf – und im Glauben, es handle sich um ein populäres Thema, möchte SPD-Finanzminister Steinbrück diese härteren Massnahmen noch vor der Bundestagswahl im Herbst beschliessen lassen. Dringt er durch – danach sieht es aus –, wird Deutschland eine bestimmte Gruppe seiner Bürger unter Generalverdacht stellen: Leute, die Geschäftsbeziehungen zu sogenannten Steueroasen unterhalten, können gezwungen werden, mit einem Eid zu versichern, dass sie auf diesem Weg kein Schwarzgeld in Sicherheit gebracht haben. Wer sich weigert zu schwören, gilt als verdächtig und muss mit Sanktionen rechnen. Steueroasen, wie es in Deutschland amtlich heisst, sind Länder, die sich «unkooperativ» verhalten.

Zwar hat die deutsche Wirtschaft Widerstand angekündigt: «Die Vorschläge gehen unseres Erachtens weit über das Ziel hinaus und verletzen in bedenklicher Weise rechtsstaatliche Grundsätze», schrieben die acht mächtigsten Wirtschaftsverbände. Solange die formell bürgerliche CDU das Anliegen der SPD mitträgt – und das ist der Fall –, dürfte der Protest der Wirtschaft nichts bewirken.

Nach Berlin war auch ein Vertreter der Schweizerischen Bankiervereinigung gereist, einer der wenigen ausländischen Organisationen, die eingeladen wurden. Was kein Zufall ist, sondern offenbart, gegen wen sich das «Steuerhinterziehungsbekämpfungsgesetz» richtet: gegen die Schweiz, ein Land, das nach Ansicht deutscher Parlamentarier «unkooperativ» ist, weil es sich angeblich nicht an internationale Vereinbarungen hält.

Deutschland, das internationale Vereinbarungen nur zögerlich und unvollständig übernimmt, plant ein Gesetz, das alle Bürger bestraft, die mit einem solchen unzuverlässigen Land Geschäfte machen. ○

# Check-in.

# Check-out.



In der Business Class nonstop nach Bangkok ab CHF 3550.–, nach Singapur ab CHF 3910.–, nach Hongkong ab CHF 4160.–, nach Sydney ab CHF 5050.– und zu vielen weiteren Destinationen. Information und Reservation in jedem Reisebüro oder Telefon 044 215 65 00, [www.thaiair.ch](http://www.thaiair.ch)

 **THAI**

A STAR ALLIANCE MEMBER 

Preise in CHF, gültig für ein Retoureticket in der Business-Klasse pro Person ab Zürich, inkl. Taxen, Gebühren und Treibstoffzuschlag und nur auf von Thai Airways durchgeführten Flügen. Zuschlag von Lugano oder Genf nach Zürich einfach CHF 130.–, zurück CHF 260.–, 1 Stopover in Bangkok gratis. Das Ticket muss 7 Tage nach Buchung ausgestellt sein mit Reisezeitraum bis 31.8.2009 (letzter Rückflug ab Bangkok 18.9.2009). Änderungen vorbehalten. Platzanzahl beschränkt. Tarife unterliegen Sonderkonditionen. Mindestaufenthalt: 5 Tage, max. Aufenthalt: Australien und Neuseeland zwei Monate, alle anderen Destinationen einen Monat. Für Buchungen bei Reisebüros gelten andere Buchungsgebühren.

## «Linderung des Schmerzes»

Von Roger Köppel — Die Krankenkassenprämien steigen rekordverdächtig. Mit welchen Folgen? Braucht die Schweiz ein drittes Konjunkturpaket? Ein Gespräch mit Jan-Egbert Sturm, Chef der ETH-Konjunkturforschungsstelle KOF.



«Der Staat kann eine stützende Rolle spielen»: KOF-Chef Sturm.

**Wie sieht Ihre Konjunkturforschungsstelle das Weltwirtschaftswachstum in näherer Zukunft?**

Die Wachstumsraten werden aus dem negativen Bereich herauskommen, aber nicht so schnell, wie wir uns das vielleicht erhoffen. Das Potenzial bleibt sicherlich bis 2010 nicht ausgeschöpft.

**Ein hochdekorierter Zürcher Banker rechnet mit einer Flaute von bis zu zwanzig Jahren Dauer. Man habe die letzten zwanzig Jahre immer raffiniertere Instrumente der Verschuldung entwickelt. Jetzt sei alles zusammengebrochen. Die Erholung dauere entsprechend.**

Ich bin etwas optimistischer, was die langfristige Wachstumsrate angeht. Über die letzten 200 Jahre wuchs die Weltwirtschaft pro Jahr zwei Prozent im Durchschnitt. Der technologische Fortschritt ist entscheidend,

weniger der Beitrag der Finanzindustrie, ob schon auch diese Branche wichtig ist.

**Die Krankenkassenprämien steigen markant: Halten Sie eine Erhöhung in dieser Grössenordnung für gerechtfertigt?**

Im Prinzip sind die Krankenkassenprämien durch die vergangene Entwicklung der Gesundheitsausgaben geprägt. An sich ist es also nicht mehr als logisch, dass irgendwann die Krankenkassenprämien dementsprechend angepasst werden müssen. Leider ist der Zeitpunkt aus konjunktureller Sicht gegenwärtig nicht optimal – es würde eine dämpfende Wirkung auf den privaten Konsum haben. Daher könnte man sich überlegen, diese Erhöhung in die Zukunft zu verschieben. Zumal infolge der konjunkturellen Situation die Gesundheitsausgaben in den nächsten beiden Jahren weniger stark ansteigen werden als in den letzten Jahren.

**Braucht die Schweiz ein drittes Konjunkturpaket?**

Bis jetzt ist die Schweiz über die Exportwirtschaft von der Krise betroffen. Darauf haben Konjunkturpakete keinen Einfluss. Wir wissen allerdings, dass die Schweizer Binnenwirtschaft früher oder später in die Krise gerät. Da kann der Staat eine stützende Rolle spielen.

**Können Sie als Chef der KOF eigentlich frei über solche Themen reden? Der politische Druck ist gross.**

Wir sind de facto völlig frei, aber wir haben die interne Devise, keine politischen Diskussionen zu veranstalten, sondern wissenschaftliche Argumente zu liefern. Wer am Ende was entscheidet, ist nicht unsere Sache.

**Um Konjunkturprogramme tobt ein Religionskrieg. Für die einen sind sie notwendig, für die andern sind sie des Teufels. Wo stehen Sie?**

Konjunkturpakete bringen eine Linderung des Schmerzes. Man kann es mit der Medizin vergleichen. Irgendwo haben wir eine grosse klaffende Wunde. Der Staat legt einen Verband an, die Schmerzen gehen zwar weg, aber die Wunde bleibt. Konjunkturpakete schaffen Vertrauen und Ruhe, wie sie aber genau zu gestalten sind, das ist die knifflige Frage.

**Die Deutschen investieren seit bald zwanzig Jahren Abermilliarden in die marode Ex-DDR. Der Erfolg ist bescheiden. Muss das nicht jeden Politiker abschrecken, der nach Konjunkturihilfen ruft?**

Achtung: Die Subventionierung der früheren DDR ist kein Konjunkturprogramm, sondern ein Strukturprogramm, das vielleicht zu stark ins Soziale hineingreift, anstatt die Strukturprobleme zu beheben. Das ist etwas ganz anderes als die in der Schweiz diskutierten Massnahmen zur Überbrückung einer konjunkturellen Delle.

**Sollen marode Firmen durch den Staat gestützt werden?**

Die Unternehmen können doch nicht in Bern anklopfen, um Geld abzuholen. Das dritte Schweizer Konjunkturpaket soll den Konsum stabilisieren.

**Wie muss die Politik jetzt vorgehen?**

Die Schweizer Politik denkt und geht in die richtige Richtung. Die Leute in Bern wissen: Ein Konjunkturprogramm kann nur temporär sein. Nach vollbrachter Aufgabe sind

die Massnahmen sofort zu stoppen. Trotzdem ist es schwierig, sich etwas Sinnvolles auszudenken.

#### **Ihre Patentlösung?**

Die KOF prüft gegenwärtig die zur Diskussion stehenden Massnahmen. Die Ergebnisse stehen noch aus.

#### **Was halten Sie von der These, einfach die Steuern zu senken?**

Steuersenkungen bedeuten im jetzigen konjunkturellen Umfeld, dass mehr gespart wird. Eine Unterstützung der Konjunktur ist dadurch kaum zu erwarten. Es stimmt natürlich, die Konsumenten geben ihr Geld wieder aus, sobald sie merken, dass die Wirtschaft anzieht, aber dann braucht man ja das Konjunkturpaket nicht mehr. Dieses Instrument sollte deshalb jetzt nicht im Vordergrund stehen.

#### **Muss der Staat die Leute zum Geldausgeben zwingen?**

Das ist das grosse Dilemma. Eigentlich handeln die Investoren und die Konsumenten individuell vernünftig, wenn sie jetzt vorsichtig sind und haushälterisch mit dem Geld umgehen. Umgekehrt ist es genau die allgemeine Vorsicht, die der Konjunktur schadet!

#### **Welche Modelle sind sinnvoll?**

Die Engländer haben die Mehrwertsteuern gesenkt. Das geht direkt in den Konsum. Das wäre konjunkturpolitisch auch für die Schweiz richtig. Längerfristig allerdings sind die Mehrwertsteuersenkungen für unser Land heikel. Eigentlich müssten wir die Mehrwertsteuern anheben, um andere Steuern zu senken. Das wäre kluge Strukturpolitik. Hier lauert ein weiteres Dilemma.

#### **Wie hoch darf sich ein Staat eigentlich verschulden?**

Der Ausgangspunkt ist wichtig. Wer mit hoher Verschuldung startet, für den sind weitere Schulden katastrophal. Das bestrafen auch die Finanzmärkte. Gesündere Staaten haben mehr Spielraum nach oben, aber: Sie müssen die Mehrausgaben wieder senken. Die Schweiz hat rund 42 Prozent des Bruttoinlandsprodukts an Schulden. Damit stehen wir am unteren Ende der Skala in Europa.

#### **Muss die Schweiz nicht alles daransetzen, sich nicht weiter zu verschulden? Die gesunden Finanzen sind ein grosser Vorteil für die Zukunft.**

Dieser Glaubenssatz wird übertrieben. Ihre Philosophie, zu Ende gedacht, würde die Krise verschärfen. Wer jetzt den ausgeglichenen Haushalt anstrebt, dreht der Wirtschaft die Luft ab. Zum Glück hat die Schweiz keinen Extremkurs gefahren. Durch die Schuldenbremse ist eine Sicherung eingebaut, dass wir über einen gewissen Zeitraum hinweg flexibel bleiben

und trotzdem die Finanzen nicht allzu sehr belasten.

#### **Je weniger die Politik macht, desto besser?**

Das ist mir zu streng. Es ist eine Frage des Masses. Eine gewisse konjunkturelle Stimulierung durch den Staat ist richtig, aber das US-Modell massiver Pakete wäre falsch. Wichtig: Alles, was wir jetzt machen, müssen wir in der nächsten Phase wieder korrigieren können. Die Schweiz hat in den letzten Jahren gespart, jetzt kann sie ihren Spielraum nützen.

#### **Welche Gesamtverschuldung sollte die Schweiz auch in einer Krise nicht überschreiten?**

Die EU sagt: maximal 60 Prozent des Bruttoinlandsprodukts. Das scheint mir eher zu hoch. Die Schweiz steht jetzt bei 42 Prozent. Geringe Verschuldung bleibt ein Standortvorteil, wo aber die exakte Obergrenze liegt, ist wissenschaftlich kaum zu eruieren.

#### **Wo steht die Schweiz? Was haben wir zu erwarten?**

Den stärksten Rückgang im Export haben wir hinter uns. Wir werden noch zwei Quartale mit negativem Wachstum sehen. In der Binnenkonjunktur steht das Schlimmste noch bevor. Bis Ende 2010, so weit reichen unsere Prognosen, wird die Arbeitslosigkeit steigen. Das hat Konsequenzen für den Konsum.

#### **Welche Grössenordnung sehen Sie?**

Im letzten März rechneten wir für Ende 2010 mit einer Arbeitslosenquote von rund 5 Prozent. Das halte ich zum jetzigen Zeitpunkt für recht optimistisch.

#### **Die Personenfreizügigkeit mit der EU verschärft den Druck auf die Sozialwerke.**

Nein. Offenbar brauchen die Firmen die Leute. Möglicherweise nimmt die Zuwanderung nicht so stark ab wie erwartet.

#### **Kein Deutscher, der in der Schweiz arbeitslos wird, geht zurück in die Heimat, um die dürftigen Hartz-IV-Leistungen zu beziehen.**

Sie übertreiben. Erstens müssen die Deutschen eine Zeitlang hier gearbeitet haben, um die Sozialleistungen zu bekommen. Zweitens geht ein Arbeitsloser erfahrungsgemäss in seine Heimat, auch aus sozialen Gründen. Drittens wäre ein Exodus auch für die Schweiz nicht gut – ein Teil der Inlandsnachfrage würde mit wegfallen.

#### **Was wird für die Wettbewerbsfähigkeit der Schweiz in Zukunft entscheidend sein?**

Auf keinen Fall dürfen wir unsere Arbeitsmarktgesetze Richtung Europa anpassen. Die Flexibilität unseres Arbeitsmarkts ist ein gewaltiger Vorteil, gerade in der Krise.

#### **Sehen Sie Gefahren?**

In Krisen werden die sozialen Netze immer weiter gespannt. Man hört jetzt schon von gewerkschaftlicher Seite Vorschläge, das Arbeitslosengeld zu verlängern, Kurzarbeit auf Dauer zu setzen. Da muss man aufpassen. Eine Linderung der Schmerzen ist in der jet-

zigen Krise angebracht, aber strukturell schaden wir uns selber damit.

#### **Wie gravierend sind die Probleme der Pensionskassen?**

Das ist ein vorübergehendes Problem. Die Schweizer Strategie, die Vorsorge auf mehrere Säulen zu stellen, ist sehr gut. Da steht

---

### **Die Schweiz hat in den letzten Jahren gespart, jetzt kann sie ihren Spielraum nützen.**

---

die Schweiz viel besser da als Deutschland. Das System ist gut. Die Unterdeckung müssen wir verkräften.

#### **Für den Laien: Wie dramatisch ist die Inflationsgefahr?**

Über Hyperinflation müssen wir nicht sprechen, da haben wir genug gelernt aus der Geschichte. Wir reden von einer anderen Grössenordnung. z.B. ob die Amerikaner, die in den letzten Jahren drei Prozent Inflation hatten, ein paar Jahre mit vier Prozent Inflation auskommen müssen. In der Schweiz können aus einem Prozent Inflation zwei Prozent werden. Weltweit werden die Zentralbanken alles unternehmen, um eine wirklich hohe Inflation zu bekämpfen.

#### **Was drückt die Inflation stärker nach oben: Konjunkturpakete oder Finanzspritzen für die Banken?**

Konjunkturpakete.

#### **Überrascht es Sie eigentlich, dass der Euro die Krise bisher so gut überstand, obschon er einen Raum überspannt mit unterschiedlichsten Volkswirtschaften?**

Die Krise wird nicht dazu führen, dass einzelne Länder aus dem Euro aussteigen werden. Das wäre politischer Selbstmord.

#### **Warum eigentlich?**

Die Kapitalflucht wäre enorm. Die Eurozone hat an Bedeutung gewonnen. Abgesehen von der jetzigen Krise ist es dennoch erstaunlich, dass der Euro überlebt. Die strukturellen Differenzen zwischen den einzelnen Volkswirtschaften sind beträchtlich. Und das ist genau die längerfristige Frage.

#### **Können die Spannungen zu gross werden?**

Die Hoffnung der Ökonomen, die den Euro befürworten, ist, dass der Druck Länder wie Italien bewegen werde, Reformen endlich durchzuführen. Auf eine gewisse Weise geschieht dies: Der italienische Arbeitsmarkt ist mittlerweile zweigeteilt. Es gibt Leute mit alten unflexiblen Verträgen, während der Arbeitsmarkt für die neue Generation sehr flexibel geworden ist.

#### **Dann hat der Euro für Italien eine sehr disziplinierende, reformierende Kraft entwickelt?**

Die Hoffnung geht dahin, dass es so ist. Aber auf der anderen Seite sind immer noch starke Spannungen vorhanden. ○



Essay

## Bitte kopfrechnen!

Die Schweizer Regierung rechnet mit den falschen Zahlen: Deshalb erkannte sie die Wirtschaftskrise zu spät. Deshalb droht sie die falschen Rezepte zu verschreiben.

Von Reiner Eichenberger

Wir stecken in einer Wirtschaftskrise, wie wir sie alle noch nie gesehen haben. Gemäss weitverbreiteter Meinung brach sie im Herbst 2008 über uns herein, nachdem sich vorher die Schweizer Volkswirtschaft erstaunlich robust gegenüber der um sich greifenden Krisenstimmung im Finanzbereich erwiesen hatte. So argumentierte unsere Regierung noch im Herbst 2008, dass es noch keine Rezession gebe, und verwies auf die Jahreswachstumsrate von damals geschätzten 0,5 Prozent. Erst für das Herbstquartal 2008 mass sie einen Rückgang der wirtschaftlichen Aktivität von 0,1 Prozent. Heute argumentieren viele Politiker, dass es der Schweizer Volkswirtschaft auch dank Einwanderung noch vergleichsweise gutgehe.

Diese Zahlen prägen unsere Politik, insbesondere die Diskussion um die möglichen Konjunkturstützungsmaßnahmen und die aufkeimende Auseinandersetzung um die Immigrationspolitik. Diese Zahlen sind jedoch nicht nur sehr wichtig, sondern leider sind es auch die falschen Zahlen.

Das Problem ist, dass bei der Datenaufbereitung die einfachsten Kopfrechnoperationen vergessen gingen. Denn in der Schweiz ist im Unterschied zu fast allen anderen reichen Ländern nicht nur die Wirtschaft, sondern vor allem die Bevölkerung stark gewachsen: 2008 um 1,4 Prozent, 2007 um 1,1 Prozent und von 2000 bis 2006 um jährlich rund 0,7 Prozent.

### Krisenängste dämpfen

Die von der Regierung gefeierten 0,5 Prozent Wirtschaftswachstum im letzten Herbst waren – pro Kopf – längst eine Wirtschaftsschrumpfung um rund 1 Prozent. Rechnet man richtig, steckt die Schweiz schon seit dem ersten Quartal 2008 in einer Rezession. Für den weiteren Verlauf der Krise erlaubt das zwei völlig unterschiedliche Prognosen: Erstens, die Krise ist schlimmer als bisher angenommen. Zweitens, sie ist gut ein halbes Jahr älter als bisher zugegeben. Damit bleibt die Hoffnung, dass sich die Wirtschaft auch schneller wieder erholt, als ohne Kopfrechnen zu erwarten ist.

Weshalb macht unsere Regierung so triviale Fehler? Erstens weil sie lieber höhere als tiefere Wachstumszahlen ausweist und wohl auch

hoffte, damit die Krisenängste dämpfen zu können. Zweitens ist es heute internationaler Standard, die kurzfristige Wirtschaftsentwicklung anhand von Gesamttaggregaten zu beurteilen. Während das für die anderen entwickelten Volkswirtschaften nicht unvernünftig ist – fast alle haben kein oder nur ein sehr kleines Bevölkerungswachstum –, ist es für die Schweiz aber barer Unsinn. Das schweizerische Bevölkerungswachstum in den letzten und wohl auch in den kommenden Jahren ist so gross, dass die Lage völlig falsch beurteilt wird, wenn die gesamtwirtschaftlichen Zah-



Triviale Fehler: Finanzminister Merz.

len nicht um das Bevölkerungswachstum bereinigt werden.

Der Bundesrat sollte nicht nur kopfrechnen, sondern auch noch einige andere einfache Rechenoperationen einüben. Beispielsweise sollte er nicht immer nur jubeln, dass die Einwanderer so produktiv seien. Vielmehr sollte er berücksichtigen, dass besonders produktive Menschen auch besonders hohe Löhne beziehen, also den grössten Teil des von ihnen erwirtschafteten Einkommens auch selbst beziehen. Wenn wir etwa annehmen, dass die gegenwärtigen Einwanderer eineinhalb Mal so produktiv wie die bisherigen Einwohner

unseres Landes sind, sollte bei 1,4 Prozent Bevölkerungswachstum das Gesamteinkommen um 2,1 Prozent wachsen, selbst wenn das Pro-Kopf-Einkommen der bisherigen Einwohner stagniert. Wenn aber das Gesamteinkommen trotz hochqualifizierter Einwanderung nur um 0,5 Prozent wächst, ist offensichtlich das Pro-Kopf-Einkommen der bisherigen Einwohner um 1,6 Prozent gesunken. Wie die Zahlen genau aussehen, wissen wir wohl alle nicht. Wir wissen weder, wie produktiv die Einwanderer wirklich sind, noch, wie viele von ihnen wirklich arbeiten. Deshalb sollte uns unsere Regierung endlich reinen Wein einschenken, indem sie die relevanten Daten aufbereitet und vermehrt rechnet.

### Viel Milch und wenig Heu

Auch dann lässt sich noch Gutes über die Einwanderung sagen. Erstens kann man argumentieren, dass ohne die Einwanderung die Wirtschaftszahlen noch schlechter gewesen wären. Dazu müsste man aber zeigen, inwiefern die Einwanderung auch den bisherigen Einwohnern nützt, insbesondere indem sie die volkswirtschaftliche Produktivität und damit auch die Einkommen der bisherigen Einwohner steigert. Zweitens kann man die vielleicht wichtigsten, wohl wahren und – berechenbaren – positiven Effekte der Einwanderung betonen: Die heutigen Einwanderer sind, verglichen mit den bisherigen Einwohnern, wohl überdurchschnittlich produktiv und damit Bezüger überdurchschnittlicher Einkommen. Wegen unseres stark progressiven Steuersystems bezahlen sie deshalb weit überdurchschnittlich viel Steuern. Zudem beziehen sie wohl unterdurchschnittlich viel Staatsleistungen. Ihre eigene Ausbildung wurde schon von anderen Ländern bezahlt, und überdurchschnittlich viele von ihnen schicken ihre Kinder auf eigene Rechnung in Privatschulen. In gewisser Weise gehören die neuen Einwanderer zu den besten Milchkühen unseres Staates: Sie geben viel Milch und fressen wenig Heu.

Reiner Eichenberger ist Professor für Finanzwissenschaft an der Universität Freiburg im Üchtland.



# Kommen Sie auf unsere Seite.

Ist es nicht Zeit für eine berufliche  
Vorsorge ohne Risiko?



## **100 % Sicherheitsgarantie / Berufliche Vorsorge**

Mit unserer Vollversicherung erhalten Sie eine berufliche Vorsorgelösung, auf die Sie sich als KMU auch in turbulenten Zeiten auf dem Finanzmarkt verlassen können. So sind die Vorsorgegelder Ihrer Mitarbeitenden zu keinem Zeitpunkt dem Kapitalmarktrisiko ausgesetzt – und dennoch ist die Lösung individuell auf Ihre betriebspezifischen Bedürfnisse zugeschnitten. Wir beraten Sie gerne persönlich unter 0800 809 809 oder [axa-winterthur.ch](http://axa-winterthur.ch)

 **winterthur**  
Vorsorge / **neu definiert**

## Schweizer Namen für Schweizer

Von Alex Baur — Der Ständerat will eine freiwillige Helvetisierung von Namen bei der Einbürgerung nicht mal prüfen. Assimilation bleibt unerwünscht. Ein Fehler.



Annahme einer neuen Heimat: Fans der Schweiz.

Ständerat Felix Gutzwiller (FDP) war sich am Montagabend «nicht sicher», ob das Postulat zur «Einbürgerung von Personen und Namen» seiner Ratskollegin Anita Fetz (SP) «wirklich ganz ernst gemeint» sei. Zur Debatte stand die Frage, ob man Immigranten die Möglichkeit gewähren soll, bei der Einbürgerung einen Namen anzunehmen, der schweizerisch klingt. In Zeiten der Ahnenforschung via DNA, witzelte Gutzwiller, sei wohl alles denkbar. Doch dann erhob der Zürcher Ständesvertreter den Warnfinger: «Was man hier vorschlägt, geht in Richtung Absorption und Assimilation, aber ganz sicher nicht von Integration.»

Das kurze und launige Statement traf die Sache im Kern. Nach der gängigen Doktrin unserer Ausländerpolitik ist «Assimilation» explizit unerwünscht: Zuwanderer sollen sich nicht anpassen, lediglich einfügen. Denn die Schweiz, so wird seit Jahren gepredigt, sei kein Einwanderungsland. Nur muss man sich heute fragen, wie realistisch diese Prämisse bei einem Ausländeranteil von über 20 Prozent noch ist. Und wie lange wir uns die Illusion, dass es sich bei der Zuwanderung um ein vorübergehendes Phänomen handle, noch leisten können. Tatsache ist: Ein Drittel unserer Schulkinder haben heute noch einen fremden Pass, doch sie werden in der Regel früher oder später eingebürgert werden.

Derartige Grundsatzfragen wurden höchstens angetönt in einer kurzen Debatte, die sich fast ausschliesslich um die Frage drehte: Führt ein nach Balkan klingender Name zu einer Diskriminierung bei der Stellensuche, und wäre eine Helvetisierung des Namens das probate Mittel dagegen? Justizministerin Eveline Widmer-Schlumpf (BDP) hält davon nichts und plädiert für eine pädagogische «Sensibilisierung» der Bevölkerung. Gerade hier böte sich dem Volk eine Gelegenheit, «zu lernen, auch Personen mit fremdländischen Namen als Schweizerinnen und Schweizer zu akzeptieren».

Die Bundesrätin erwähnte sodann den Fall einer Mazedonierin mit Namen Ibrahim, die in der Schweiz aufgewachsen war und gerne unter einem hiesigen Namen eingebürgert worden wäre, weil sie überhaupt keinen Bezug zur Heimat ihrer Eltern habe. Das Bundesgericht habe in jenem Fall klargestellt, das «subjektive Empfinden» vermöge einen Namenswechsel nicht zu begründen. Offenbar betrachtet die Justizministerin die Gesetzgebung im Bürgerrecht als Sache der Richter, in die sich das Parlament nicht einmischen soll.

Einbürgerungen, das war bei dieser Debatte deutlich zu spüren, werden hierzulande zusehends als verwaltungstechnische Sache behandelt und mit dem roten Pass gleichgesetzt. Die Vorstellung, dass es Einbürgerungswillige

gibt, die mehr als bloss ein Reisedokument vor Augen haben, das ihnen erlaubt, die Schweiz ungehindert wieder zu verlassen, scheint fast unangehörig. Lediglich Ständerat Robert Cramer (GPS), wusste aus seiner Erfahrung bei der Genfer Einbürgerungskommission zu berichten, dass die «Naturalisation» für die meisten Immigranten ein einschneidender emotionaler Akt sei, «vielleicht noch wichtiger als ihre Hochzeit». Immerhin bedeutet die «Naturalisierung», wie der Vorgang im lateinischen und angelsächsischen Sprachraum genannt wird, die Annahme einer neuen Heimat und mithin einer neuen Identität.

### Kalbermatten statt Kadirganallatharan

Identität wiederum hat, womöglich noch mehr als mit dem Namen, mit Sprache zu tun. Ein Kleinkind entwickelt das Ich-Gefühl mit der Sprache. Das Beherrschen einer Landessprache gilt gemeinhin als Merkmal für den Grad der Integration. Was spricht also dagegen, wenn Einbürgerungswillige, die das so wünschen, ihren alten Namen in die Sprache ihrer neuen Heimat übersetzen? Wenn etwa aus einer Frau Llacho\* eine Frau Klee wird? Ist es denn unangehörig, wenn sich ein Zuwanderer derart für seine neue Heimat begeistert, dass er einen Schweizer Namen haben möchte?

In Einwanderungsländern wie den USA ist die freie Namenswahl bei der Einbürgerung eine Selbstverständlichkeit. Immerhin ist die Änderung eines Namens auch bei uns nichts Aussergewöhnliches – die meisten Menschen tun diesen Schritt bei ihrer Heirat. Es gibt aber praktische Gründe, einen Namen so anzupassen, dass ihn jeder andere Schweizer mühelos aussprechen kann. Dies, zumal heute viele Immigranten nicht mehr so einfache Namen haben wie Pestalozzi oder Bortoluzzi, sondern Hojaji oder Kadirganallatharan heissen. Warum nicht Hohler oder Kalbermatten?

Seit 1991 hat sich die Zahl der Einbürgerungen von Nichteuropäern mehr als verfünffacht, auf 10 103 im Jahr 2007. Nicht nur für die Mitbürger sind die ungewohnten Namen eine Zumutung, sondern auch für viele Eingebürgerte. Dabei hat spätestens die dritte Generation mit dem Herkunftsland der Urahren nichts mehr am Hut.

Das Postulat Fetz, das lediglich eine wohlwollende Prüfung der Namensangleichung forderte, wurde nach kurzer Debatte abgeschmettert. Ein richtiger Schweizer könne man nicht werden, so das Credo, Schweizer sei man von seiner Herkunft her – in diesem Punkt sind sich die Ideologen von ganz rechts und ganz links einig (wenn auch mit unterschiedlichen Begründungen). Sie werden die Zuwanderer nicht daran hindern können, sich anzupassen. Es dauert einfach etwas länger. Schade.

\* Llacho, sprich Jiatscho, ist die Bezeichnung für ein kleeartiges Kraut in der Indianersprache Ketschua.

## Kleiner Unterschied mit Folgen

Von Philipp Gut — Die OECD legt eine Studie über die schulischen Leistungen von Mädchen und Knaben vor. Es zeigen sich grosse Differenzen. Man ist besorgt. Warum eigentlich?



Grosse Unterschiede: Schülerin.

Alltägliche Erfahrungen liessen schon länger darauf schliessen, jetzt liegen umfangreiche Studienresultate vor – und der Befund ist eindeutig: Es gibt signifikante Unterschiede bei den schulischen Leistungen der Geschlechter. Die Organisation für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (OECD) hat in einer «Sonderauswertung» der Pisa-Erhebungen und anderer Studien Daten aus Dutzenden von Ländern analysiert.

Grosse Unterschiede bestehen in zwei Bereichen: beim Lesen und in der Mathematik. Die Ergebnisse sind jeweils ähnlich klar, allerdings unter umgekehrten Vorzeichen. Mädchen können besser lesen, Knaben besser rechnen.

Was die Lesefähigkeit betrifft, schneiden die Mädchen in sämtlichen untersuchten Ländern besser ab. Ein interessantes Detail: Die grössten Differenzen gibt es in Finnland, das an der Spitze der Länderrangliste liegt. Die Knaben sind dort nicht etwa schlechtere Leser als anderswo, im Gegenteil: Nirgendwo sonst können Buben besser lesen als in Finnland. Die finnischen Mädchen erzielen einfach «aussergewöhnlich gute Resultate».

Mädchen lesen nicht nur besser als Knaben, sie lesen auch häufiger und bringen mehr Interesse für diese «Kulturtechnik» auf. 46 Prozent der Knaben geben an, nur zu lesen, wenn sie müssen. Bei den Mädchen sind es lediglich

26 Prozent. Bemerkenswert auch diese Differenz: 58 Prozent der männlichen Schüler lesen einzig zu dem Zweck, bestimmte Informationen zu erlangen. Bei den Mädchen sind es 33 Prozent. Zum Vergnügen zu lesen, ist eine weibliche Eigenschaft.

Umgekehrt verhält es sich bei der Mathematik. Knaben rechnen besser und lieber als Mädchen. Letztere weisen nicht nur schlechtere Leistungen auf, sondern auch ein «tieferes Niveau an Vergnügen, Interesse und Motivation». Die grössten Unterschiede bestehen in Korea. In einem einzigen Staat, in Island, haben die Mädchen in Mathe die Nase vorn.

Augenfällig sind die Unterschiede bei der sogenannten «instrumentellen Motivation»: Knaben lernen viel eher, weil sie glauben, dass ihnen Mathematikkenntnisse in der späteren beruflichen Laufbahn nützlich sind. Dies und der Befund, dass Mädchen häufiger aus purer Leidenschaft lesen, legen den Schluss nahe, dass Zweckrationalität und Zielorientierung eher männliche Attribute darstellen könnten.

### Credo der «Gleichberechtigung»

Eine neue Datengrundlage bietet die Studie auch zur umstrittenen Frage, ob getrenntgeschlechtliche Schulen für die Leistungen des einen oder anderen Geschlechts förderlicher sind als die Koedukation. Nach gängiger Meinung sind Mädchen in gemischten Klassen benachteiligt. Die OECD stellt nun fest, dass es dafür keinerlei «Evidenz» gebe. Die Frage, ob Knaben von getrenntgeschlechtlichen Klassen profitierten, stellen die Autoren merkwürdigerweise nicht.

So interessant die Ergebnisse sind, so seltsam mutet die Pressemitteilung an, mit der die OECD die Interpretation der Studie offenbar zu steuern versucht. «Geschlechtsbezogene Vorurteile beeinflussen die Bildungsergebnisse von Jungen und Mädchen», behauptet bereits der Titel des Communiqués. Die Unterschiede zwischen den Geschlechtern seien «auf Stereotype zurückzuführen». Woraus folgt, dass sie ausgemerzt werden müssen.

In der nüchternen Studie ist davon freilich nicht die Rede. Die PR-Abteilung zitiert OECD-Generalsekretär Angel Gurría: «Vorurteile wie «Lesen ist nichts für Jungen» oder «Mathe ist nichts für Mädchen» seien nicht zu «akzeptieren». Wer sagt denn heute so was noch? Das Credo der «Gleichberechtigung» scheint den Blick dafür zu trüben, dass Knaben und Mädchen unterschiedliche Interessen haben (können).

## Gier in Bern

Von Urs Paul Engeler — Plus drei Millionen: Die Parteien greifen tiefer in die Bundeskasse.

Die UBS stellt die Finanzierung der bürgerlichen Parteien ein; die bedrängte Wirtschaft ist weder willens noch in der Lage, das Loch zu stopfen. Also gelangen CVP und FDP – erstens unredlich und zweitens unverschämt – an den Staat. Auf Drängen des Chefs der CVP-Fraktion, Ständerat Urs Schwaller (FR), trafen die politischen Gruppierungen des Bundesparlaments sich Ende April zu einer ersten Aussprache. Thema des klandestinen Treffs: «Dienstleistungen an die Fraktionen». Konkret ging es um Geld, genauer um mehr Geld. Weil die Anforderungen an die Fraktionen ständig stiegen, seien die Entschädigungen aus der Bundeskasse markant zu erhöhen, jammerte und forderte Schwaller. Dem stimmten lebhaft auch die Urner Nationalrätin Gabi Huber, Chefin der Freisinnigen, und die Berner SP-Vorfrau Ursula Wyss zu. Die Grünen und die BDP zeigten sich leicht erstaunt; SVP-Mann Caspar Baader opponierte.

### Unwohlsein bei SVP und Grünen

Ohne Erfolg: Am Dienstag betätigten die Fraktionschefs, die nicht müde werden, Firmenbosse als «Abzocker» zu titulieren, sich als ebensolche. So wollen sie den Grundbeitrag für jede Fraktion von 92 000 Franken um 50 000 auf neue 142 000 Franken anheben und die Pro-Kopf-Subvention von heute 17 500 auf 27 500 Franken erhöhen. CVP, SP und FDP könnten damit ihren Etat von heute rund 1 Million um über 500 000 Bundesfranken vergrössern. Die Bundeskasse würde mit knapp 3 Millionen Franken belastet.

Obwohl sie als grösste Fraktion am meisten profitieren würde, lehnt die SVP den Raubzug auf die öffentlichen Finanzen ab. Auch den Grünen ist etwas unwohl; ihre Vertreterin Maya Graf (BL) argwöhnt, dass die neuen Millionen in Wirklichkeit gar nicht der Finanzierung der Bundeshausfraktionen dienen, sondern indirekt in die Parteizentralen flössen, was illegal ist.

Mit einer «regelmässigen Berichterstattung» wollen die Geldjäger diesen sehr begründeten Verdacht etwas entkräften. Allerdings soll diese Meldung nur intern und somit vertraulich erfolgen; und FDP-Frau Gabi Huber bedauert sogar diese Minimalkontrolle. Real und ohne Gesetz wird das Parlament auf kaltem Weg die staatliche Parteienfinanzierung installieren, und zwar im Eiligstverfahren: Noch im Juni soll über die Entschädigungen entschieden werden.

# Unheilige Allianz

Von Bjørn Lomborg — Firmen, Politiker und Wissenschaftler forderten auf dem Kopenhagener Umweltgipfel drastische Massnahmen – aus Eigennutz. Der «klimatisch-industrielle Komplex» wird zur Gefahr.



Keine solide Diskussion der Erderwärmung: Aktivist Gore.

«Veränderungen schaffen grosse Wirtschaftschancen», erklärte EU-Kommissions-Präsident José Manuel Barroso am Sonntag auf dem Kopenhagener Wirtschaftsgipfel zum Klimawandel. Die grössten «Wirtschaftschancen», die aus schnellen und drastischen Senkungen der Kohlendioxidemissionen erwachsen, kommen jedoch nur einigen wenigen globalen Unternehmen zugute – und es ist kein Zufall, dass die meisten von ihnen auf dem Gipfel vertreten waren und stärkere Massnahmen gegen die Erderwärmung einforderten. Es belegt den neusten Dreh alter Praktiken: Unternehmen versuchen, die Politik zum Handlanger ihrer eigenen Interessen zu machen.

Eigennützige Firmen, effekthascherische Politiker und alarmistische Wissenschaftler bilden immer mehr eine unheilige Allianz. Sie behaupten, kostspielige Kohlendioxidvorschriften stellen die einzige plausible Reaktion auf die Erderwärmung dar, obwohl dieser Ansatz nicht einmal der simpelsten Kosten-Nutzen-Analyse standhält. Wir müssen uns fragen, ob hier ein «klimatisch-industrieller Komplex» entsteht analog dem «militärisch-industriellen Komplex», der sich während des Kalten Krieges in den USA herausbildete. Solche Allianzen bedrängen die Steuerzahler, Geld für jene lockerzumachen, für die es hier viel Geld zu verdienen gibt.

Die Organisatoren des Wirtschaftsgipfels – die Klimakonferenz in Kopenhagen – hatten das klare Ziel vor Augen, Politikern drastischere Versprechen abzuverlangen, wenn am gleichen Ort im Dezember über ein Nachfolgeabkommen des Klimaschutz-Protokolls von Kioto verhandelt wird.

Die Eröffnungsrede des Gipfels hielt Al Gore, der alle drei Gruppen repräsentiert: Er ist Politiker, Aktivist und Vorsitzender eines grünen Beteiligungsfonds, der in Produkte investiert, die eine klimaverängstigte Welt kaufen wird. Er drängte auf rasches Handeln: «Wir müssen jetzt aktiv werden», sagte er. «Die Zeit läuft ab. Mutter Natur kennt keine Konjunkturpakete.»

Natürlich machen sich viele Konzernchefs echte Sorgen um die Erderwärmung – aber viele von den lautesten Wortführern profitieren auch von den Emissionsrestriktionen. Ökonomen bezeichnen diese Wettbewerbsverzerrung zur Gewinnmehrung Einzelner als *rent-seeking*.

Ein Teilnehmer der Klimakonferenz, der weltweit grösste Windturbinenhersteller Vestas, mahnt Regierungen, stärker in den Windenergiemarkt zu investieren; Gores Investmentgesellschaft Generation Investment Management setzt darauf, Kohlendioxidemissionen rasch mit Bussgeldern zu belegen. Profitieren

würden auch Unternehmen, die sich auf den ersten Blick nicht für eine «grüne» Ökonomie engagieren. In den ersten Jahren nach Einführung des Emissionsrechte-Handelssystems ETS haben europäische Energiekonzerne durch die Gratiszuteilung von Emissionszertifikaten Abermilliarden Euro verdient.

Der riesige Kapitaltransfer, den viele Konzerne im Auge haben, nützt nicht unbedingt dem Rest der Wirtschaft. Spanien ist als globaler Modellfall dargestellt worden, weil das Land Unternehmen für erneuerbare Energie bezuschusst, wenn Arbeitsplätze geschaffen werden. Erste Untersuchungen zeigen jedoch, dass jede neue Stelle den Staat 571138 Euro kostet, und in anderen Wirtschaftsbereichen wurden fast 110 000 Arbeitsplätze vernichtet.

Dass die dänische Regierung Elektroautos subventioniert, ist das nächste Beispiel einer Politik, von der ein Unternehmen profitiert – in diesem Fall Dong Energy, das die Fahrzeuge bewirbt –, die für den Rest der Wirtschaft aber keine Hilfe ist.

Die Gesamtkosten für die dänischen Steuerzahler könnten auf 11,2 Milliarden Euro steigen. Eine so massive Investition würde jede Tonne, um die sich der Kohlendioxidausstoss verringert, 1477 Euro kosten lassen – eine ungeheure Geldverschwendung, wenn heutige Emissionsreduktionen zu einem Marktpreis von knapp 15 Euro zu haben sind.

## Schaurigkeit ist Trumpf

Der Wirtschaftsgipfel lauschte «Wortführern aus Wissenschaft und Politik», die nach Massgabe der Schaurigkeit ihrer Erderwärmungsszenarien eingeladen worden sein müssen. Zu ihnen zählt James Lovelock mit der These, dass Europa in dreissig Jahren grossenteils an die Sahara erinnern und London unter Wasser liegen werde. Und Timothy Flannery warnt davor, der Meeresspiegel werde um die Höhe eines «achtstöckigen Gebäudes» ansteigen.

Freie Rede ist wichtig – aber diese apokalyptischen Visionen gehen viel weiter als die zurückhaltenden Befunde der Klimatologenkommision der Vereinten Nationen. Was den Anstieg des Meeresspiegels angeht, so rechnen diese mit 18 bis 59 Zentimeter bis zum Jahr 2100 – was deutlich unter der Höhe eines einstöckigen Gebäudes liegt.

Der klimatisch-industrielle Komplex befördert keine solide Diskussion der Erderwärmung. Manche Unternehmen würden von unmittelbar anstehenden Reduktionen des Kohlendioxidausstosses massiv profitieren. Wir sollten nicht überrascht sein, dass eben diese Unternehmen Sofortprogramme fordern.

**Bjørn Lomborg** ist Direktor der Denkfabrik Copenhagen Consensus Center und Verfasser von «Cool It! Warum wir trotz Klimawandels einen kühlen Kopf bewahren sollten».

Aus dem Englischen von **Ulrich Blumenbach**

# Business Class für alle.

Mit den aktuellen Business Class Preisen von Austrian Airlines, inkl. preisgekröntem Gourmetmenüs von DO&CO, flachen Schlaf-Fauteuils mit 195cm Bettlänge und wertvollen Statusmeilen bei Miles & More. Via Wien, Europas schnellsten Transferflughafen.

[www.austrian.com](http://www.austrian.com)

**Bangkok, Delhi, Dubai, Kairo\*** ab **CHF 2800.–**

**Peking** ab **CHF 2900.–** **Tokio** ab **CHF 3800.–**

**Austrian**   
We fly for your smile.

 **Vienna  
International  
Airport**  
**Open For New Horizons.**

Weitere Destinationen und Buchungen auf [www.austrian.com](http://www.austrian.com) oder in Ihrem Reisebüro. \*Die Flüge nach Kairo sind mit grosszügigen Komfortsitzen (keine Schlaf-Fauteuils) ausgestattet. Preisbeispiele für Abflüge ab Zürich, inkl. Retourflug, Taxen und Gebühren, exkl. Ticket Service Charge. Tarif unterliegt Spezialbedingungen. Platzzahl beschränkt. Änderungen vorbehalten. Buchungszeitraum bis 15. Juni 2009, Reisezeitraum bis 31. August 2009. Sammeln Sie Meilen mit Miles & More.

# Bagatellisierung der Gewalt

Von Martin Killias — Im «Fall Seebach» ist vieles schiefgelaufen. Der Freispruch und die Genugtuungszahlungen für die angeschuldigten «Täter» sind unhaltbar.



Mitgefühl für das Opfer: Schulhaus Buhnrain in Zürich-Seebach.

Die Jugendanwaltschaft stellt die Verfahren gegen sieben von insgesamt dreizehn Burschen ein, die mit einem dreizehnjährigen Mädchen geschlafen haben. Es sollen bis zu einem halben Dutzend gleichzeitig beteiligt gewesen sein, weitere waren in derselben Wohnung. Aber eine Gruppenvergewaltigung sei das nicht gewesen. Man höre und staune. Ein Mädchen dieses Alters, allein in eine fremde Wohnung gelockt, sieht sich einer Horde erotisierter Burschen gegenüber, viele deutlich älter. Und da sehen die Jugendanwaltschaft, die Anwälte der Jugendbande und nun offenbar auch die *Weltwoche* «freiwilligen» Sex. Ausser bei zwei Haupttätern, die laut *Weltwoche* das Opfer an den Armen festgehalten haben, um mit ihm sexuell verkehren zu können. Den anderen aber wurde, wie oft in solchen Fällen, möglicherweise zugebilligt, nicht erkannt zu haben, dass eine Dreizehnjährige sich nicht freiwillig so vielen jungen Männern hingibt.

Dieses Gerede von «freiwillig mitgemacht» ist doch reichlich surreal. Welche erwachsene, ja sogar ausgesprochen «abenteuerlustige» Frau würde sich allein mit fünf oder sechs Männern zugleich einlassen, sich also in eine Situation begeben, bei der sie so total die Kontrolle über das Geschehen verliert? Und das mit dreizehn und mit einer Bande älterer Burschen? Dieses – unbestrittene – Szenario ist derart eindeutig,

dass es auf Einzelheiten gar nicht ankommt. Man kann diese auch nicht kennen – einmal, weil die Jugendanwaltschaft mit Billigung der Rekursinstanz das Verfahren gegen viele der Mitbeteiligten eingestellt hat und diese somit nie vor Gericht erscheinen müssen, andererseits aber auch, weil das Jugendstrafverfahren der Kontrolle der Öffentlichkeit weitgehend entzogen ist. Niemand weiss, wie die Beweise von der Justiz gewürdigt wurden, insbesondere auch unter Berücksichtigung der Panne, dass einzelne Beteiligte sich während der ersten Phase ihrer Inhaftierung ungehindert miteinander absprechen konnten. Hier besteht gesetzgeberischer Handlungsbedarf, denn es geht nicht an, dass die Jugendstrafjustiz von jeder öffentlichen Kontrolle abgeschirmt tut oder lässt, was immer ihr gefällt.

## Extreme Umstände

Immerhin: Der erwachsene und der jugendliche Haupttäter wurden vom Bezirks- bzw. Jugendgericht Zürich erstinstanzlich, der Erwachsene allerdings noch nicht rechtskräftig, zu dreieinhalb Jahren Freiheitsstrafe unbedingt bzw. zu einer stationären Jugendmassnahme verurteilt – das ist deutlich mehr, als die meisten Vergewaltiger erwartet, von denen seit dem neuen Strafrecht die meisten eine bedingte oder teilbedingte Strafe bekommen.

Das Bezirksgericht ist hier offensichtlich von einem schweren Fall und nicht einfach einem «Anfangsverdacht der Vergewaltigung» ausgegangen, wie die *Weltwoche* bagatellisierend (und juristisch unhaltbar) schreibt.

Gewiss mögen die Mitläufer dieser Jugendbande mehr oder weniger unter Druck gestanden haben, mitzumachen und «es» auch zu tun. Das ist bei Gewaltdelikten oft so und entlastet bei der Strafzumessung, aber nicht grundsätzlich. Seit langem wird nach der Rechtsprechung des Bundesgerichts gegenüber einer Frau, die sich zwei Männern gegenüber sieht, auch dann von einer Vergewaltigung ausgegangen, wenn sie keinen Widerstand leistet. Wie viel mehr muss das bei einem Kind und bis zu sechs Burschen gelten, die sich im gleichen Raum aufhalten? Der Europäische Gerichtshof für Menschenrechte verlangt, Vergewaltigung nachhaltig zu verfolgen und zu bestrafen, und von einer solchen sei auszugehen, sobald kein gültiges Einverständnis des Opfers vorliegt. Dass eine Dreizehnjährige unter solch extremen Umständen gültig einwilligt, kann man nicht im Ernst behaupten. Vieles spricht dafür, dass der Europäische Gerichtshof für Menschenrechte die Schweiz im Fall Seebach verurteilt hätte, wenn das Opfer und seine Familie den Fall weitergezogen hätten. Dass es nicht dazu gekommen ist, kann man angesichts des wohl endlosen Kampfes gegen die Bagatellisierung der Gewalt bei manchen Staats- und Jugendanwaltschaften nur allzu gut verstehen.

Unklar bleibt weiter, weshalb die Jugendlichen, deren Verfahren eingestellt wurden, eine Genugtuung erhalten haben. Normalerweise erhält, wer freigesprochen wird, keine Entschädigung, wenn er das Verfahren oder die Untersuchungshaft durch ein vorwerfbares Verhalten verursacht hat. War Sex mit einem dreizehnjährigen Kind, das in seiner Zwangslage gar nicht nein sagen konnte, nicht vorwerfbar? Aus Jugendlichen, die – strafbar oder nicht – ein junges Mädchen in sehr entwürdigender Form «benützt» haben, macht man nun definitiv Opfer. Zwar wird, soweit ersichtlich, dem Opfer auch in den Medien nicht eigentlich vorgeworfen, die wahre Täterin am Ganzen gewesen zu sein. Hingegen wird diese junge Frau als eine vorgeführt, die «es» mit allen treibt. Damit erleidet dieses Mädchen mindestens so viel Schaden wie die jungen Burschen und ihre Angehörigen.

Dass die Stadtpolizei umfassend orientierte und ihre Vertreter sich auch emotional berührt zeigten, wird ihnen heute zum Vorwurf gemacht. Man könnte es auch so sehen: Zum Glück haben wir wenigstens eine Polizei, die für Opfer noch Mitgefühl aufbringt. Angesichts der täterfreundlichen Justiz ist das zum Ausgleich eine wahre Wohltat.

Martin Killias ist Strafrechtsprofessor an der Universität Zürich.

# Bei uns an Bord überwintert der Sommer

Entfliehen Sie den grauen Wintertagen, folgen Sie der Sonne in warme Gefilde und entdecken Sie die Welt: fremde Länder, alte und neue Kulturen und interessante Menschen. Lassen Sie sich zudem verzaubern von faszinierend schönen Naturerlebnissen. Möchten Sie mehr über Kreuzfahrten aus Leidenschaft erfahren? Dann senden Sie uns die Antwortkarte zu, schicken Sie eine E-Mail an [prospekte@hlkf.de](mailto:prospekte@hlkf.de) oder rufen Sie uns gebührenfrei an unter 0800 10 00 44, Kennwort HL0905093.

[www.hlkf.ch](http://www.hlkf.ch) oder in Ihrem Reisebüro



**Hapag-Lloyd**  
Kreuzfahrten

Die Antwortkarte ist bereits weg? Kein Problem: Weiter oben erfahren Sie, wie Sie per E-Mail oder telefonisch mit uns in Kontakt treten können.



## Verlorene Unschuld

Von *Silvio Borner* — In der Krise glauben selbst Ökonomen an das Falsche. Etwa an Konjunkturprogramme oder daran, dass man mit Regulierung Spekulationsblasen von morgen verhindern kann.



*Dirigent der «Keynesianer»:* US-Ökonom Paul Krugman.

Wirtschaftskrisen erschüttern die Wirtschaftswissenschaften. Die durchaus löbliche Absicht, die nächste Krise zu vermeiden, kann jedoch zu neuen Fehlern führen. Drei Beispiele:

1. — Jetzt, wo die Blase geplatzt ist, die Märkte einzufrieren drohen und die Kredite stocken, wird das Risikoverhalten konservativ. Aus Angst vor Werteverfall und unkalkulierbaren Risiken bei der Gegenpartei werden Kreditgeber eher derart risikoavers, dass neue Regulierungen derzeit überflüssig sind. In Krisenzeiten treibt die Regulierung jedoch ihre schönsten Blüten. Eines Tages wird die Angst wieder der Euphorie weichen und neue Übertreibungen inszenieren. Diese können freilich gerade nicht auf Vorrat weg reguliert werden, weil neue Spekulationsblasen nicht voraussehbar sind. Wenn diese sich abzuzeichnen beginnen, ändert sich das Risikoverhalten so dramatisch, dass die Finanzakteure wie eindringendes Wasser trotz angeblich wasserdichter Regulierungen wieder neue Ritzen finden.

Der Ökonom und Nobelpreisträger Robert Merton stellte die richtige Frage: «What drives financial innovation?» Er gab die richtige Antwort gleich selber: «Taxes and regulations.» Jede Regulierung hat unvorhersehbare und nicht beabsichtigte Konsequenzen. Wer damit nicht leben kann, muss politisch sämtliche

Eventualitäten derart zumauern, dass jede Innovation erstickt. Mit verheerenden Konsequenzen für unseren Wohlstand, der ohne die Entwicklung hochkomplexer und innovativer, aber auch hochvolatiler Finanzmärkte unvorstellbar wäre.

2. — Bei Illiquidität im Finanzsektor muss der Staat schnell und konsequent intervenieren, um einen Zusammenbruch des Zahlungs- und Kreditsystems zu verhindern. Grosse Banken sind «too big to fail» und müssen gerettet werden, was relativ unpopulär ist, vor allem wenn Strategiefehler oder Fehlverhalten im Management im Spiel waren.

### Präjudiz für die Zukunft

Hier haben wir in der Schweiz gut reagiert: Die Märkte wurden mit Liquidität überschwemmt und die UBS gerettet. Doch auch hier lauern Gefahren. Zum einen ist die Unabhängigkeit der Schweizerischen Nationalbank (SNB) angekratzt worden, weil sie von einer Firma kranke Aktiva in Pflege genommen hat. Wenn schon, hätten hier Regierung und Parlament handeln müssen. Unter keinen Umständen sollte die ausschliesslich für die Preisstabilität zuständige und daher unabhängige Notenbank dazu instrumentalisiert werden. Dieser Fall könnte ein Präjudiz für die Zukunft darstellen. Die SNB hat ihre politische Unschuld

aufs Spiel gesetzt. Zum Zweiten schlägt die Stunde der Wahrheit, wenn es wieder aufwärtsgeht, die gewaltigen Liquiditätsreserven abzutragen sind und die Inflation kommt. Dies lässt die Zinsen steigen und dämpft den Aufschwung. Je länger man dann mit der Korrektur zuwartet, desto länger wird der Bremsweg und desto tiefer die Bremsspuren. Auch hier liegt das Problem nicht im fehlenden Wissen, sondern im Willen zum politischen Handeln. Das Diktum Milton Friedmans: «Die Inflation ist immer und überall ein monetäres Phänomen», ist somit nicht falsch. Aber wirtschaftspolitisch betrachtet, greift es zu kurz. Ob es zu inflatorischen Fehlentwicklungen kommt, ist in jedem Fall eine politische Entscheidung.

3. — Wir sind wieder einmal alle «Keynesianer» geworden. In seinem neuesten Buch macht sich der Nobelpreisträger Paul Krugman über den Nobelpreisträger Robert E. Lucas lustig, weil dieser vor Jahren zu Protokoll gab, dass grosse Wirtschaftskrisen «passé» seien. Krugman dirigiert den starken Chor derer, die sagen, mit der Krise von 2009 seien wir wieder in einem keynesianischen Ungleichgewicht gelandet, in dem ein *free lunch* volkswirtschaftlich möglich sei. Weil die private Nachfrage fehle und Kapazitäten ungenutzt blieben, könne der Staat ohne volkswirtschaftliche Kosten seine Ausgaben ausdehnen. Keynes stellte staatliche Programme bildlich so dar, dass eine Gruppe von Arbeitern Löcher gräbt, die von einer anderen Gruppe wieder zugeschüttet werden. Selbst wenn dies direkt unproduktiv sei, werde diese Politik über den Einkommens-Multiplikator indirekt «produktiv». Ein positiver Kapazitäts- oder Angebotseffekt ist in dieser Situation der Unterbeschäftigung und Unterauslastung nicht gefragt.

Wie Friedman bei der Inflation übersehen Keynes und seine Nachbeter die wirtschaftspolitische Dimension. Um im Bild zu bleiben: Die aufgefüllten Löcher von Keynes müssen schliesslich nochmals saniert werden, weil sie durch interessenpolitischen Giftmüll verseucht sind. Dieser besteht in falschen Strukturen und Technologien, die in der Krise ohne Rücksicht auf Verluste an zukünftiger Produktivität politisch «verlocht» werden. Für alle, die für mehr Staatsausgaben «weibeln», ist die Krise die Chance, alles Mögliche zu subventionieren. Diese interessengetriebene Ausgabenflut hat negative Folgen für die Erholung und das Wachstum, weil die Folgekosten der Schulden wie der Fehlinvestitionen die Zukunft belasten. Der Kapazitätseffekt ist nicht mehr wie bei Keynes gleich null, sondern negativ! Eine Erkenntnis der politischen Ökonomie, die vom traditionellen Keynesianismus ausgeblendet wird.

*Silvio Borner* ist Professor für Volkswirtschaft an der Universität Basel.





IHR ZENTRUM FÜR FUSSCHIRURGIE

# FÜR GESUNDE UND SCHÖNE FÜSSE



HALLUX VALGUS

HALLUX RIGIDUS



VORFUSS-SCHMERZEN

FERSENSPORN

ARTHROSE

FEHLSTELLUNGEN



VERLETZUNGEN



Unsere Füße tragen uns den ganzen Tag und sind somit starken Belastungen ausgesetzt. Fehlstellungen und Schmerzen schränken uns daher enorm ein. Kompetente Beratung und die Behandlung durch Spezialisten sind besonders wichtig. Die Fachärzte unseres Fusszentrums sind auf sämtliche Leiden der Füße spezialisiert und beraten ausführlich. Dank modernen Operationstechniken verhelfen wir unseren Patienten zu gesunden und schönen Füßen. Nehmen Sie mit uns Kontakt auf oder besuchen Sie uns auf unserer Website [www.pyramide.ch](http://www.pyramide.ch).



KLINIK PYRAMIDE  $\Delta$  SPITZE AM SEE

BELLERIVESTRASSE 34, CH-8034 ZÜRICH, TEL. +41 (0)44 388 15 15, FAX +41 (0)44 381 26 26, [WWW.PYRAMIDE.CH](http://WWW.PYRAMIDE.CH), [INFO@PYRAMIDE.CH](mailto:INFO@PYRAMIDE.CH)

## Stocker und die Schwarzarbeit

Von Christoph Mörgeli

Schwarz ist nicht gleich schwarz. Wer etwas gegen schwarze Schafe in der Gesellschaft unternimmt, dem werden rassistische Motive untergejubelt. Wenn aber auf grossen Plakawänden «Schwarzarbeit» bekämpft wird, kräht kein rot-grüner Hahn danach. Es war Bundesrätin Doris Leuthard, die ein verschärftes Gesetz gegen illegale Arbeit durchdrückte. Bald drohten grosse orange Buchstaben auf dunklem Grund: «Schwarzer Tag für die Schwarzarbeit: Ab 1.1. 2008 gilt das neue Gesetz.»

Ein anderes Plakat nahm jeden Betrachter sozusagen in moralische Geiselnhaft: «Wir sind uns einig: Keine Schwarzarbeit. Das verdienen alle.» Ganz einig sind «wir» uns offenbar doch nicht. Als eine Art Stimme aus dem Jenseits meldete sich Monika Stocker in einer Kolumne. Darin verteidigte Zürichs ehemalige Stadträtin die kleine Schwarzarbeit nebenbei. Wenn beispielsweise ein Sozialhilfebezüger «am Samstag den Rasen mäht und andere Gartenarbeit verrichtet» und dafür 200 Franken erhalte, müsste er diesen Verdienst am Montag auf dem Sozialamt melden. Der Konjunktiv deutet es an: Monika Stocker findet solche Erwartungen «so weit, so gut».

In der gleichen Kolumne beklagte Monika Stocker die «Kampagne» um den Missbrauch in der Sozialhilfe und die «Kampagne» gegen das Asylwesen und die «Kampagne» gegen Scheininvaliden. Kritik an Missständen deutet Stocker noch heute als «Kampagne». Das erklärt auch den sofortigen Rauswurf von zwei Mitarbeiterinnen, die es damals wagten, eklatante Missbrauchsfälle in Stockers Sozialdepartement öffentlich zu machen.

Die grüne Politikerin klagt weiter an: Trotz Hochkonjunktur sei es nicht gelungen, die Arbeitslosenversicherung (ALV) oder die Invalidenversicherung (IV) zu sanieren. Vielleicht ist es Monika Stocker entgangen, dass in der Schweiz die Sozialversicherungen weitgehend über Lohnabzüge finanziert werden. Oder anders gesagt: Wer Stockers grünen Garten schwarz mäht, prellt neben der ALV und IV auch die Altersvorsorge (AHV).

Wirtschaftsprofessor Friedrich Schneider beziffert das Volumen der Schweizer Schattenwirtschaft (inklusive Drogenhandel und Prostitution) auf 36,4 Milliarden Franken im Jahr. Da wären rund 2,38 Milliarden Franken Sozialbeiträge fällig. Damit liesse sich sogar die Sozialmisswirtschaft à la Stocker einigermaßen wegfinanzieren.

Der Autor ist Historiker und SVP-Nationalrat.

## Lieber Söldner haben als sein

Von Peter Bodenmann — Fussballer sind Waren. Sie werden gekauft und verkauft. Das politisch schwarze Wallis feiert seine Stars.



Funktioniert wie geschmiert: Cupsieger FC Sitten.

Während Jahrhunderten kauften und verkauften die Walliser Notabeln die Söhne der Heimat als Söldner. Und machten so ihr Vermögen. Wie anderswo in der Schweiz auch.

Einer von hundert Schweizern ist ein Oberwalliser. In meiner Jugend galt: Keine Region der Schweiz hat pro tausend Einwohner mehr begnadete Fussballer als das Oberwallis. Viele von ihnen brachten es bis in die Nationalmannschaft. Motorisch weniger Begabte an die Spitze der Fifa.

Und der FC Sitten musste – wenn er Erfolg haben wollte – immer auch mit Oberwallisern spielen. Sonst fand er im deutschsprachigen Kantonsteil keine Unterstützung.

Der längst verstorbene und vergessene Zeitungszar André Luisier war politisch kein Demokrat. Er stand Le Pen und Lefebvre näher als einer CVP, die Kurt Furgler, Leo Schürmann und Co. selbst für Protestanten öffnen wollten.

Weil Luisier das Wallis politisch nicht unter Kontrolle bekam, wählte er den Fussball als Ersatzdroge. Alle standen hinter seinem FC Sitten, hinter seinem FC Wallis. Und er finanzierte die Maschine, bis er mit und wegen ihr ökonomisch unterging. Eine noch nicht geschriebene Geschichte.

Christian Constantin macht als Präsident im zweiten Anlauf alles anders. Der patriarchale Anarcho kauft sich eine Truppe vorab afrikanischer Spieler zusammen. Um diese, wenn sie Erfolg haben, weiterzuverkaufen. Die Trainer

wechselt er wie seine Hemden. Walliser haben im New FC Wallis keinen Platz mehr. Die Startaufstellung beim Cup-Final: ein Ägypter, ein Marokkaner, ein Nigerianer, ein Ungar, ein Portugiese, ein Ivorer, ein Serbe und zwei Franzosen. Sowie zwei aus dem Kongo und Angola stammende Schweizer. Die Ausländer aus dem Süden haben die Söhne des Oberwallis abgelöst.

Und was niemand für möglich hielt, funktioniert wie geschmiert: Der fussballverrückte Teil des Kantons Wallis identifiziert sich mit den Söldnern, die in der Regel weder richtig Französisch noch Deutsch reden.

Für den Direktor der Walliser Kantonalbank, Jean-Daniel Papilloud, gilt: «Es ist das Publikum, das die Differenz ausmacht. Und das Herz der Walliser.» Und Nationalrat Maurice Chevrier: «Ich bin stolz, Walliser zu sein.»

Der freisinnige Christian Constantin ist alles, nur kein Sympathieträger. Im ruralen Wallis ist subkutane Fremdenfeindlichkeit kein Fremdwort. Und trotzdem feiern die schwarzen Walliser die Schwarzen aus Afrika, als seien diese längst Walliser.

Bundesrat Ueli Maurer scheint diese Logik nicht zu verstehen. Dabei ist sie einfach. Es war schon immer besser, Söldner zu haben, als selber Söldner zu sein.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

## Es knistert und riecht

Von Kurt W. Zimmermann — Wenn es den Journalismus nicht mehr gäbe, würden wir ihn vermissen?

Nirgendwo ist die Möglichkeit so nah wie in San Francisco. Es könnte die erste Grossstadt sein, in der es keine Tageszeitung mehr gibt. Der *San Francisco Chronicle* ist akut von der Schliessung bedroht.

Eine Grossstadt ohne Zeitung – wäre das nicht schrecklich? «Leute unter 30 würden es nicht einmal bemerken», sagt Gavin Newsom, San Franciscos Bürgermeister.

Würde uns ohne Journalismus etwas fehlen? Die Frage wird, von der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* bis zum *Economist*, derzeit ausgiebig diskutiert. Es ist, und das ist das Interessante daran, keine feuilletonistische Diskussion. Es ist seriöser.

Seriös ist es darum, weil sich der Bürger erstmals in der Geschichte der modernen Gesellschaft auch ohne die klassischen Medien lückenlos informieren kann.

Nehmen wir als aktuelles Beispiel die Debatte um die Gesundheitskosten. Im Netz finden wir alles, was wir wissen müssen. Wir erfahren die Position von Pascal Couchepin genauso wie jene von Economiesuisse, Preisüberwacher, Gewerkschaft, Parteien, Krankenkassen- und Spitalverbänden. Es ist ein machbarer Aufwand, all dies über Suchmaschinen, Themen-Sites und Blogs zusammenzutragen. Wir kennen danach alle Fakten und Meinungen, ohne dass sich je ein Journalist zwischen uns und die Information gedrängt hätte.

Es ist dies eine soziale Kulturrevolution, die in diesem Ausmass etwa sechs Jahre alt ist. Erstmals seit Ludwig XVI. kann heute der Citoyen umfassend informiert sein, ohne die klassischen Medien nutzen zu müssen. Die Journalaille hat ihr Herrschaftsprivileg verloren.

Es gibt nun zwei Ansätze, auf diesen Rollenwechsel zu reagieren: mit Verklärung und mit Veränderung.

Die Branche neigt zu Möglichkeit eins. Zeitungen, sagt etwa der Publizist Frank A. Meyer, seien «magisch» und «sinnlich». Wörtlich: «Papier knistert, es macht schwarze Finger, es fühlt sich gut an, es riecht auch.» So wie er reden 90 Prozent der Journalisten und Verleger.

Das ist gefährlich. Das Produkt Zeitung hat in dieser Sichtweise eine Zukunft, weil es eine Vergangenheit hat. Indem man Zeitungen zum Fetisch verklärt, disqualifiziert man sie zugleich als Lifestyle-Produkt. Sie sind Textur und Parfüm. Die *Hermès-Nachrichten*.

Klüger wäre, ihr überaltertes Konzept zu überdenken. Nur wenige Journalisten haben bisher realisiert, wie der Internetzugriff der Bürger auf Primärinformationen ihre Rolle



*Hermès-Nachrichten*: Publizist Frank A. Meyer.

verändert hat. Zeitungen von heute bauen meist auf traditionelle Prinzipien wie Offenheit und Ausgewogenheit. Sie nennen sich Forumszeitungen.

### Höchstmögliche Form der Objektivität

Ein Forum, also eine Plattform für verschiedene Standpunkte, braucht es jedoch nur dort, wo das Forum der einzige oder dominierende Zugang zur Information ist. Wenn jede Information für jeden verfügbar ist, braucht es kein Forum mehr. Dann braucht es keine Offenheit und Ausgewogenheit mehr. Wenn jede Information auch ohne Zeitung erhältlich ist, hat die Zeitung keine Verpflichtung mehr zur Objektivität.

Das Internet, über alles gesehen, ist die heute höchstmögliche Form von Objektivität, weil hier alle Facetten versammelt und verfügbar sind. Diese Kulturrevolution macht den Zeitungen den Rücken frei. Sie müssen kein Forum mehr sein. Sie können quasi in ihre Vorvergangenheit zurück, als sie noch Parteiblätter waren. Sie dürfen wieder werden, was sie damals waren: polemisch, partikulär und provokativ. Wenn Zeitungen wieder Meinungsblätter werden, haben sie eine Berechtigung. Dann können sie auch künftig erfolgreich sein.

Die Zukunft der Zeitungen liegt darin, dass sie durch das Internet ihre Vergangenheit verloren haben. Sie sind erlöst von ihrer gesamtgesellschaftlichen Verantwortung.

## Biodiversitäts-Monitoring

Von Peter Keller

Jetzt passt die Jahreszeit wieder: raus aus den Büros, rein in die Natur. Es blüht und krecht und fleucht und zirpt und flattert und schnattert, dass es eine Freude ist. Wer über ein besonders geübtes Auge verfügt, dem ist vielleicht schon der Karmingimpel aufgefallen. Oder die Reiherente. Oder der Schwarzmilan. Alle diese drei Brutvögel sind erst kürzlich in die Schweiz eingewandert bzw. eingeflogen.

Entdeckt hat diese tierische Migrationsbewegung das Bundesamt für Umwelt (Bafu). Dafür betreiben die Umweltbeamten eine spezielle Form der Überwachung: das «Biodiversitäts-Monitoring». In regelmässigen Abständen untersucht und erfasst das Bafu die Artenvielfalt in der Schweiz. Mit rund 2000 Stichproben. Die Ergebnisse sind in einem neuen, 114 Seiten starken Bericht zusammengetragen worden: «Zustand der Biodiversität in der Schweiz. Ergebnisse des Biodiversitäts-Monitorings Schweiz (BDM) im Überblick. Stand: Mai 2009». Wem die 114 Seiten zu wenig ergiebig sind, der kann sich für Rückfragen vertrauensvoll an Evelyne Marendaz wenden, «Leiterin Abteilung Artenmanagement» im Bundesamt für Umwelt.

In welcher Form auch immer die «Artenmanagerin» Evelyne Marendaz verantwortlich ist, die Zahl der heimischen Pflanzen und Tiere hat in den letzten Jahren kontinuierlich zugenommen. Der positive Befund überrascht selbst das Bafu: Es lasse sich eine «unerwartete Dynamik» erkennen. Doch die Umweltexperten warnen, dass eine hohe lokale Artenvielfalt nicht in jedem Fall erstrebenswert sei. Viele Arten seien für einen bestimmten Lebensraum charakteristisch. Wenn es sie dort nicht mehr gebe, «bedeutet dies einen herben Verlust für die Biodiversität – selbst wenn die Artenzahlen dabei konstant bleiben oder sogar zunehmen».

Damit ist das ökologische Perpetuum mobile geschaffen. Nimmt die Zahl der Arten ab, wird Alarm geschlagen wegen Biodiversitätsverlust. Nimmt die Zahl der Arten zu, herrscht ebenfalls Alarmstimmung, weil möglicherweise heimische Arten verdrängt werden. Hier spricht der Biologe mit durchaus rassistischem Feinsinn von «gebietsfremden Neankömmlingen». Noch bedrohlicher aber sind positive Nachrichten im Ökozirkus: Sie zerstören schliesslich die Geschäftsgrundlage aller Umweltbeamten und ihrer artverwandten Kollegen in den Institutionen.

### Im Internet

[www.weltwoche.ch/wortkontrolle](http://www.weltwoche.ch/wortkontrolle)

## Leserbriefe

### «Das Lügen und Vernebeln ist im Bundeshaus salonfähig geworden.» *Hans-Christian Müller, Zürich*

#### Recht auf ewiges Hiersein

Nr. 21 – «Man sagt nicht die Wahrheit»; Andreas Kunz über die Ausländerpolitik

Wenn Sie die richtigen Leute anfragen, dürfen Sie ohne weiteres eine Milliarde Personen weltweit finden, die bereit wären, in die Schweiz zu ziehen. Natürlich gingen diese Leute nicht mehr freiwillig. Warum bloss, wir wollen ja auch nicht gehen? Ob wir diese Leute unbedingt brauchen, ist wohl eher fraglich. Dass diese Leute uns brauchen, ist eher unbestritten. Das genügt offenbar einer Mehrheit von Schweizern, um ihnen das Recht auf ein

Volk als Basis des Handelns kann bei unsern Parlamentariern und «Magistraten» nicht mehr erkannt werden. Das alte Rom lässt grinsen. *Hans-Christian Müller, Zürich*

#### Verspäteter Glücksbringer

Nr. 21 – «Eine Volksschule, die das Volk will»; Philipp Gut über die gescheiterte Schulreform

Klare Worte der *Weltwoche* zur deutlichen Schlappe der Aargauer Schulreformbesessenen an der Urne. Der Souverän hat das sogenannte Bildungskleeblatt regelrecht zerstampft, und die Analyse von Philipp Gut trifft ins Schwar-

## Grösse und Gier

Nr. 21 – «Ich bin schuldig»; Interview mit dem Milliardär Igor Olenicoff

Glaubt man den Recherchen der *Weltwoche*, gelangt man einhellig zum Schluss, dass der im Jahre 2001 von der Barclays-Bank abgeworbene Mitarbeiter Birkenfeld samt seiner Klientel dafür verantwortlich ist, dass die UBS und der Finanzplatz Schweiz in die aktuelle Breddouille geraten sind. Birkenfeld hat nicht nur höchst undurchsichtige Steuerkonstrukte vorangetrieben, sondern als Maulwurf seit 2004 mit einer Washingtoner Steuer-Anwaltskanzlei zusammengearbeitet, worauf die UBS in ihrem USA-Geschäft observiert wurde. Die Grobfahrlässigkeit der UBS hinterlässt einen fahlen Nachgeschmack, indem sie ihren äusserst dubiosen Mitarbeiter weder unter Kon-

# Sorglos telefonieren mit den Flatrates von Sunrise.

## Kostenkontrolle gratis dazu.

Bei Sunrise haben Sie Ihre Kosten im Griff. Für Ihr Sunrise Mobilabo können Sie eine Kostenlimite zwischen CHF 50.– und CHF 2 000.– setzen und **jederzeit die aktuellen Kosten per SMS abrufen**. Weitere Infos zu diesem gratis Dienst unter [sunrise.ch/costcontrol](http://sunrise.ch/costcontrol)

**Weitere günstige Angebote im Sunrise center oder unter [sunrise.ch/shop](http://sunrise.ch/shop)**



### Nokia 6303

12  
Monate

1.  
CHF  
Sunrise flat basic

Exkl. SIM-Karte CHF 40.–, ohne Abo CHF 398.–

- 3,2-Megapixel-Kamera mit LED-Blitzlicht
- TFT-Display mit 16,7 Mio. Farben
- Triband, EDGE, GPRS, Bluetooth

Die Abogebühr mit Handyangebot beträgt bei Sunrise flat basic CHF 25.–/Mt., bei Sunrise

ewiges Hiersein zu gewähren. Die wirkliche Frage ist: Wie füllt man 100 Liter in eine einzige Bierflasche ab? *Meinrad Odermatt, Zug*

Seit dem EWR-Nein 1992 ist das Lügen und Vernebeln im Bundeshaus salonfähig geworden. Blochers Erfolg und der «seiner» SVP schienen dies gar zu erfordern. Bemerkenswert ist jedenfalls, dass sich die Verliererparteien nicht einmal mehr sonderlich bemühen, ihre Negativaktionen zu kaschieren. Die geschilderte Krise bestätigt, wie leichtfertig Parlament und Stimmvolk mit existenziellen Fragen der Eidgenossenschaft umgehen. Dass insbesondere unsere drei Bundesrätinnen das Volk im Vorfeld der Abstimmung vom 8. Februar 2009 wissentlich angelogen haben, war bereits vor dem Urnengang offensichtlich und durch die Aussagen von EU-Botschafter Reiterer bestätigt. Fürsorge für das vertretene

ze. Offenkundig ist der mündige Bürger der dauernden Umpflügaktionen auf den Volksschulbaustellen überdrüssig. Ein Fanal und eine ermutigende Entwicklung zugleich! Denn das kann nicht allein die Folge mahnender Worte vorab aus SVP-Kreisen sein. Es scheint, dass Volkes Stimme wieder vermehrt auf Lehrers Stimme zu hören beginnt. Also auf jene Fachleute, die aus täglicher Erfahrung im Schuldienst an vorderster Front haargenau wissen, wo der Schuh drückt. Es ist darum höchste Zeit, dass endlich auch all die fernab von Gut und Böse agierenden Bildungspolitiker und -theoretiker ihre Lehren ziehen und ihre Vorstellungen einer guten, soliden und schülergerechten Schule mit jenen der von Berufs wegen erfahrenen Pädagogen in Einklang bringen. So gesehen, könnte das im Aargau gescheiterte Kleeblatt doch noch ein Glücksbringer sein. *Max Knöpfel, Pfäffikon*

trolle hatte noch seine offensichtlich zweifelhaften Machenschaften hinterfragte. Grösse und Gier wurden ihr zum Verhängnis.

*Franz X. Bachmann, Zug*

#### Noch mehr scheffeln?

Nr. 21 – «Chüngeli»-Politiker»; Kolumne von Peter Bodenmann

Es wird geklagt, dass die «Topbanker» die UBS verliessen, weil sie anderswo mehr kriegen. Es scheint, dass die Finanzkrise keine Wende zu vernünftigerem Handeln bringt. Es waren doch gerade diese sogenannten «Topleute», die das Schlamassel angerichtet haben und deren Weggang Herr Villiger in aller Naivität beklagt. Das sind doch Leute, die ihre eigene Grossmutter verkaufen würden. Wenn das nicht als Gier zu bezeichnen ist, wenn man schnell bereit ist, für ein für den Normalbür-

ger ohnehin astronomisches Salär die Seiten zu wechseln, sobald man noch mehr scheffeln kann, dann ist die Welt nicht mehr verstehbar, und dann wird die Menschheit mit Sicherheit nicht mehr lange auf diesem Planeten vorhanden sein. Wenn Gut und Geld weiterhin als das höchste aller Ziele gilt, kann keine Hoffnung auf eine bessere Welt aufkommen. Tolstoj fragte: «Wie viel Erde braucht der Mensch?» Vielleicht sollte hier die Diskussion ansetzen, um weiterzukommen. *Oskar Meier, Bazenheid*

#### Schuster, bleib bei deinem Leisten

Nr. 21 – «Unter Deck»; Markus Somm über die Wirtschaftsministerin Doris Leuthard

Wer 2006 glaubte, dass eine Scheidungsanwältin über Nacht zu einer kompetenten Wirtschaftsministerin würde und die Wirt-

(zu Deutsch Treumann) könnte man eigentlich auch den Status der Witzfigur zuerkennen (Pearl Harbor, Dresden, Nagasaki, Hiroshima). Die waren ja von den Auswirkungen her mit Hitler auf Augenhöhe. Und was Kissinger zusammen mit Nixon in Vietnam angerichtet hat, ist auch nicht von schlechten Eltern. Daneben wirkt ein Milosevic wie ein Gartenzweig. Im Übrigen soll Rosenfeld perfekt Deutsch gesprochen haben. Ich selbst habe noch nie einen echten Amerikaner Deutsch sprechen hören, ausser vielleicht «Ik bin ain Börliearh». Nachdem dieser Bann endlich gebrochen ist, werden sich die Kabarettisten auf das Thema stürzen. Ich hoffe sehr, dass all die sogenannten Medienschaffenden Ihren Artikel auch gelesen haben. Dann können wir hoffentlich davon ausgehen, dass die seit 60 Jahren stattfindende, eklig-penetrante Aufwär-

ist klar geworden, dass dies neben der angenehmen Seite eine Kehrseite hat. Der Arzt und Management-Trainer Marco Caimi sagt, dass wir nicht gelernt haben, uns herauszunehmen. In einem Minimalprogramm listet er Massnahmen auf, die es jedem Berufstätigen ermöglichen, seine Ressourcen zu stärken. Eine habe ich vermisst: die Pause. Ich meine damit die Ruhepause, das mag eine Mikropause sein, ein kurzes Time-out oder eine Liegepause von 20 Minuten. In jedem Tagungsprogramm, also auch am Swiss Economic Health Forum in Flims, müssen solche Ruhepausen eingeplant werden. So werden verantwortungsbewusste Führungskräfte die Ersten sein, die lernen, sich herauszunehmen, und sie werden es von ihren Mitarbeitern in Zukunft ganz einfach verlangen.

*Ruth Baumgartner-Friedli, Küssnacht*

## Ganz einfach.



#### Nokia E75

24 Monate

**49.-** CHF  
Sunrise flat classic

Exkl. SIM-Karte CHF 40.-, ohne Abo **CHF 648.-**

- Side-Slider mit vollständiger Tastatur
- Unterstützung für MS-Exchange, SyncML, ActiveSync
- Quadband, HSDPA, WLAN, A-GPS



#### Nokia 5800 XpressMusic

24 Monate

**1.-** CHF  
Sunrise flat basic

exkl. SIM-Karte CHF 40.-, ohne Abo **CHF 548.-**

- 3,2-Megapixel-Kamera mit Carl-Zeiss-Optik
- Full-Touchscreen, Music-Player
- Quadband, HSDPA, A-GPS, WLAN



#### Nokia 6300

24 Monate  
SIM-Lock

**99.-** CHF  
Sunrise go dayflat

**Prepaid-Angebot inkl. SIM-Karte, statt CHF 298.-**

- 2,0-Megapixel-Kamera
- Media-Player, FM-Radio
- Bluetooth, GPRS, EDGE, Triband

Bei Sunrise flat classic CHF 50.-/Mt. Beim Prepaid-Angebot Sunrise go dayflat sind CHF 5.- Gesprächsguthaben inklusive.

**Sunrise**

schaft eines ganzen Landes steuern solle, ist schlicht naiv (das trifft auf die Mehrheit unseres Parlamentes zu). Schuster, bleib bei deinem Leisten.

*Markos Pliakas, Bülach*

#### «Ik bin ain Börliearh»

Nr. 21 – «Rache der Geschichte»; Kolumne von Henryk M. Broder

An Ihrer spitzen Feder erfreue ich mich immer wieder! Ich nehme an, dass, wenn Sie von den Deutschen der damaligen Zeit reden, die auf die «Witzfigur» Hitler hereingefallen sind, Sie nicht nur die Arier meinen. Derjenige deutsche Ejakulat-Spender, aus dem Henry Kissinger hervorgegangen ist, hat auch nicht gelacht. Er hat es vorgezogen, sich rechtzeitig (1934) zu seinen Nicht-Ariern in die USA abzusetzen. Roosevelt (zu Deutsch Rosenfeld) und Truman

mung des Bildes der «hässlichen Deutschen und ihrer armen Opfer» endlich ein Ende findet. Es wäre eine Wohltat. *Peter Michel, Sisikon*

So witzig bis süffig und *to the point* dieser Artikel geschrieben ist, frage ich mich trotzdem, ob man einen Massenmörder, Psychopathen und Wahnsinnigen, der weitherum nichts als Tote, traumatisierte Menschen, Chaos und Trümmer hinterliess und der sich der Verantwortung durch Selbstmord entzogen hat, als «Lachfigur» verharmlosen darf.

*Fridolin Schlittler, Wädenswil*

#### Zeit für eine Pause

Nr. 21 – «Jeder Anruf ist eine Mikrowunde»; Interview mit dem Managementtrainer Caimi

Wir sind jederzeit erreichbar dank der neuen Kommunikationstechnologien, und uns allen

#### Mit Glück und Rückenwind

Nr. 21 – «Cabrio von Kate Moss»; Ulf Poschardt über die Pagode von Mercedes

Endlich mal ein Auto, wo ich mitreden kann! Ich teile die Meinung von Ulf Poschardt, dass die Pagode, der 230–280 SL, Baureihe W113, produziert 1963–1971, zu den schönsten je gebauten Benz gehört. Aber: Die «grosshubigen Sechszylinder» sind nicht «fast unzerstörbar», sondern haben bei guter Pflege eine Laufleistung von 160 000 bis 180 000 Kilometern. Der im nachfolgenden 280 SL eingebaute DOHC-Motor schaffte allerdings um die 400 000 Kilometer. Auch die Preise waren selbst in der Bonanza der letzten Jahre niemals «weit jenseits der 100 000 Franken». Beste originale oder perfekt restaurierte Exemplare erzielten mit Rückenwind und Glück vielleicht mal 90 000 Franken. Der Rest bewegt sich um schäbige 30 000 bis 70 000 Franken. *Dr. Michael E. Dreher, Zollikon*



*Errungenschaften der Emanzipation: Ärzte- und Liebespaar in «Grey's Anatomy» (Ellen Pompeo, Patrick Dempsey).*

## Weiblich, schön, erfolgreich sucht ...

Gutausgebildete Frauen zwischen 30 und 45 haben es zusehends schwer, einen Partner zu finden. Während eine Karriere Männer attraktiver macht, scheint bei Frauen das Gegenteil einzutreten. Die Emanzipation erweist sich als Bumerang. Was ist zu tun? *Von Nicole Althaus und Bettina Weber*

Lisa N.\* hat alles, was sich emanzipierte Mütter für ihre Töchter gewünscht haben: eine schöne Wohnung in Zürich, einen Beruf, der sie fordert und ausfüllt, und einen Lohn, mit dem sie sich leisten kann, wonach ihr gerade ist. Dazu einen Freundeskreis, der sie auffängt, wenn sie fällt, und mit dem sie danach, sobald die Welt wieder in Ordnung ist, wieder die Nächte durchfeiern kann. Zudem sieht sie gut aus, sehr gut sogar, und ist charmant. Dennoch fehlt ihr etwas zu ihrem Glück: ein Partner. Und weil die biologische Uhr der 36-Jährigen mittlerweile laut tickt, ist die Aussicht auf Familiengründung in weite Ferne gerückt. In unerreichbare Ferne, wie es Lisa N. bisweilen vorkommt. Wieso eine kluge und attraktive Frau wie sie allein ist, scheint ein Rätsel.

Die schönen und intelligenten und erfolgreichen Single-Frauen sind zum Dauerthema avanciert unter Freundinnen. Es vergeht kaum

ein Abend, ohne dass nicht früher oder später darüber philosophiert wird, warum der berufliche Lebenslauf vieler Mittdreissigerinnen um einiges aufregender ist als der romantische. Jede Frau zwischen dreissig und vierzig hat mindestens eine Kollegin im Bekanntenkreis, die attraktiv ist, bestens ausgebildet und beruflich erfolgreich, die weiss, was sie will, und das auch bekommt. Alles ist da, nur etwas fehlt: der richtige Lebenspartner.

### Beruflicher Aufstieg und privater Misserfolg hängen bei Frauen direkt zusammen.

Der anekdotische Eindruck lässt sich mit Zahlen belegen. Im Falle der Schweiz reicht ein Blick auf die Bildungsstatistik: Vor fünfzig Jahren noch war eine Rarität, wer Mitte dreis-

sig Matura oder Studium absolviert hatte und nicht verheiratet war oder in fester Partnerschaft lebte. Heute sind gemäss letzter Volkszählung nur knapp 45 Prozent der Frauen zwischen 30 und 45 mit einem akademischen Titel verheiratet. Bei den Männern derselben Alters- und Bildungskategorie tragen immerhin 66 Prozent einen Ehering. Vierzig Prozent der Uni-Absolventinnen bleiben kinderlos. Längst nicht alle freiwillig.

Zwar nimmt der Anteil der Ehefrauen an der weiblichen Bevölkerung historisch gesehen generell ab. «Weitaus am stärksten aber», sagt Christoph Freymond, «bei den hochqualifizierten Frauen.» Der wissenschaftliche Mitarbeiter im Bundesamt für Statistik hat unlängst ausgerechnet, dass die Chance, vor den Traualtar zu treten, für eine Sekundarschul-Absolventin um beinahe 20 Prozent höher ist als für eine Akademikerin. Die gesellschaftlich unan-



*Der Mensch, das Urtier in Liebesdingen:* Leonardo DiCaprio als Pilot in «Catch Me If You Can».

genehme Nebenwirkung der weiblichen Bildungsexpansion ist auch in Europa mehrmals belegt worden: Schon 2003 bewies die breit-angelegte Studie «Who Marries Whom» der Universität Bamberg, dass gerade ihr Durchmarsch an Gymnasien und Hochschulen die jungen Frauen zu den neuen «Heiratsverlierern» heutiger Gesellschaften gemacht hat.

### Je klüger, desto einsamer?

Der Studienleiter, Soziologieprofessor Hans-Peter Blossfeld, argumentiert so: «Junge Frauen haben die gleichaltrigen Männer nicht nur bei der Matura überholt, sie sind auch die erfolgreicherer Studierenden. Sie lassen die Männer in der Bildungshöhe hinter sich und werden deshalb künftig noch häufiger Single bleiben.» Im Klartext: Je besser Frauen ausgebildet sind, je höher sie aufsteigen, desto kleiner wird der Kreis potenzieller Partner. Die Heiratschancen eines Mannes steigen auch im neuen Jahrtausend noch mit der Höhe seines IQ. Das fanden Wissenschaftler der Universitäten Edinburgh, Aberdeen, Bristol und Glasgow heraus. Bei den Frauen gilt der umgekehrte Befund: Mit einer Steigerung des IQ um 16 Punkte sinken die Chancen, einen festen Partner zu finden, um 40 Prozent. Erfolgreiche Frauen haben zudem nicht nur ein Problem,

überhaupt einen passenden Partner zu finden, sondern auch ihn zu halten, wie Christina Künzle, Business-Coach und Managing-Partnerin der Schweizer Firma Choice, herausgefunden hat. «Intelligent, schön, erfolgreich – und Single. Der stille Schmerz von Frauen in Führungspositionen» heisst ihre Untersuchung der Daten zur Vereinbarkeit von Karriere und Familie bei weiblichen Führungskräften. Sie wurden zwischen 2004 und 2008 erhoben, und was sie beweisen, klingt auch in trockenem Wissenschaftsdeutsch zappenduster: «Es ist eine eindeutig positive Korrelation festzustellen zwischen beruflichem Aufstieg und privatem Misserfolg.»

In Zahlen: 2004 waren 14 Prozent der Frauen in Führungspositionen geschieden, 2008 bereits 24 Prozent. Ein Drittel der Frauen an der Spitze sind Single, obwohl sie sich einen Partner wünschen. Und drei von vier haben keine Kinder, obwohl ein Kinderwunsch besteht.

Lisa N. kennt diese Situation nur zu gut. Sie hat sich ihr Studium als Model verdient, den Uni-Abschluss in Rekordzeit hingelegt und ist seit drei Jahren Single. Ihr Ex-Freund hat sie wegen einer Frau verlassen, die deutlich jünger ist als sie und, nach ihrer Einschätzung, ihm deutlich unterlegen. Die 36-Jährige schlägt die langen Beine übereinander, nippt an ihrem

Glas Weisswein und sagt: «Ich weiss, dass ich beruflich auf eigenen Beinen stehen kann. Ich brauche keinen Mann, der mich finanziert. Aber ich sehne mich dennoch nach einem gescheiterten, humorvollen, selbstbewussten Partner, der mir Paroli bieten kann. Ich weiss nicht, wo diese Spezies Mann zu finden ist.»

### Die ewigen Gesetze der Liebe

Warum, fragt man sich, ist eine gutausgebildete Frau bloss eine so miserable Partie? Verlangt sie schlicht zu viel? Liebe, Kinder, Karriere – und alles nach ihrem Zeitplan? Oder stimmt, was viele Frauen behaupten: Männer kommen nicht mit klugen Frauen klar?

Man kann die Studienbefunde zur modernen Romantik drehen und wenden, wie man will: Fakt ist, in Liebesdingen funktioniert der Mensch noch immer wie ein Urtier. Der Mann bringt Status und gutes Einkommen in die Beziehung, die Frau Jugendlichkeit und gutes Aussehen. Sogar im virtuellen Raum, dem Trendforscher periodisch eine Fähigkeit zur Umkrempelung der Geschlechterverhältnisse andichten, hat das bewährte Beuteschema bald vierzig Jahre Emanzipation unbeschadet überstanden. Das beweist eine Untersuchung der Wahl der Kontaktpartner im Internet, die Soziologie Blossfeld in der nächsten Ausgabe der

*Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* veröffentlicht: Frauen kontaktieren mit Vorliebe Männer mit höherem oder gleichem Bildungsniveau, Männer hingegen orientieren sich gern nach unten. Etwas salopp gesagt: lieber ein bisschen dümmer, dafür vor allem viel jünger.

Liebe ist nicht blind. Jedenfalls nicht für die Titel auf der Visitenkarte oder die Zahlen auf dem Bankkonto. In der Schweiz heiraten laut der letzten Volkszählung lediglich 30 Prozent der Akademiker eine Frau auf demselben Ausbildungsniveau. Der Rest verbindet sich abwärts: Der Arzt führt die Krankenschwester vor den Traualtar, der Chef die Sekretärin. Umgekehrt ist eine Ärztin, die sich einen Pfleger anlacht, so rar wie eine Frau in der Chefetage. Schweizerinnen verbinden sich lieber gar nicht als nicht standesgemäss. Lange sei man davon ausgegangen, sagt Blossfeld, dass sich das geschlechtsspezifische Verhalten in der Partnerschaft ändern liesse, wenn man Frauen bloss die Bildungsressourcen zur Verfügung stelle. Ein kolossaler Trugschluss. Mit anderen Worten: Frauen verfügen heute zwar über Bildung und Status, aber nicht über die Macht, Männern die neuen Errungenschaften als sexy zu verkaufen. Frauen können heute wohl eine Familie ernähren, aber nicht die Tatsache ändern, dass sie sich noch immer nach den starken Armen eines Mannes sehnen, zu dem sie hochschauen können. Und so bleiben heute im Singlereigen die gebildeten Frauen und die weniger qualifizierten Männer sitzen. Die Chance, dass diese sich ineinander verlieben, tendiert statistisch gesehen gegen null.

### Sind Frauen zu anspruchsvoll?

Es ist mittlerweile zum Gemeinplatz geworden, dass gerade schönen und erfolgsverwöhnten

Frauen kein Mann gut genug ist. Auf vielen Single-Plattformen im Internet gibt es in der Kategorie «35+» einen Frauenüberschuss. Bei Elitepartner.ch hat man sich gar auf die anspruchsvolle Solistin in den Dreissigern spezialisiert: Nirgendwo ist der Frauen- und Akademikeranteil unter den Partnersuchenden grösser. «Ich berate viele dieser sogenannten neuen Single-Frauen und stelle fest, dass deren Ansprüche an Mr Right sehr gross sind», sagt Lisa Fischbach. Die diplomierte Psychologin und Single-Beraterin bei Elitepartner beobachtet die modernen Verführungsrituale schon lange und ist überzeugt, dass die Anforderungen an den Traumprinzen mit der weiblichen Aufholjagd in Bildung und Beruf gewachsen ist.

### Die schnelle Langeweile

Natascha T.\* stimmt dieser Aussage zu. Die 38-Jährige hat Germanistik studiert, ist heute Abteilungsleiterin einer mittelgrossen Firma und allein. Durchaus selbstkritisch gibt sie zu, dass sie ein Mann, der nicht mit ihr mithalten kann, schlicht nicht interessiert: «Die Vorstellung, mit einem Mann, zu dem ich nicht in irgendeiner Form aufschauen kann, zusammen zu sein oder sogar mit ihm ein Kind zu haben, erschreckt mich. Ich will ja nicht auch noch ihn bemuttern müssen, um Himmels willen.» Und auch Lisa N. bestätigt: «Ich habe mich schon gefragt, ob ich vielleicht die Latte zu hoch ansetze. Aber ich mag einfach keinen Mann haben, der mir nicht ebenbürtig ist. Und damit meine ich gar nicht nur intellektuelle Dinge, sondern ganz allgemein. Ein Mann, der mir unterlegen ist, langweilt mich furchtbar schnell.»

Ist damit das Liebeselend von Frauen wie Lisa N. und Natascha T. erklärt? Offenbar ist es

nicht ganz so einfach. In der letzten Aprilausgabe thematisierte die *Financial Times Deutschland* das Schicksal von Kaderfrauen, die offenbar so «erfolglos in Liebesdingen» sind, dass sie sich schon mal als Sekretärinnen ausgeben, um einen Mann nicht gleich schon beim ersten Date in die Flucht zu schlagen.

Natascha T. leuchtet das ein. Sie lacht und sagt, dass sie tatsächlich auch schon mit dem Gedanken gespielt habe, sich als Stewardess oder Kindergärtnerin auszugeben. Bloss: Das ändere ja nichts am Problem, das auf diese Weise einfach auf später verschoben würde. Und Lisa N. meint: «Männer haben nichts gegen meine Schönheit. Aber dass ich selbst denken kann, dass ich meinen eigenen Kopf habe und deshalb auch widerspreche oder Dinge besser weiss, scheint ihnen auf Dauer

---

### Die Frauen sind selbständiger, unabhängiger geworden und dadurch offenbar auch einsamer.

---

irgendwie nicht zu passen. Und wenn du dann noch mehr verdienst, kannst du es gleich vergessen.» Männer sind also mit Frauen wie ihr überfordert? «Ja», findet Lisa N., «und ich verstehe nicht, weshalb. Ich verstehe vor allem nicht, dass Männer kein Gegenüber auf Augenhöhe wollen. Wie soll denn ein anregender Austausch stattfinden eine ganze Ehe lang, wenn da so ein Graben klafft?»

### Unterlegener Handwerker

Natascha T. sieht es ähnlich. Das Problem, sagt sie, fange an, sobald sie mit einem Mann in ein Gespräch komme. Weil sie schlagfertig sei zum einen und nicht leicht zu beeindrucken zum anderen. Angesprochen wird die attraktive 38-Jährige durchaus, sie hat dunkle Augen und eine wunderschöne, ebenmässige Haut. «Im ersten Moment finden sie es amüsant, sich mit mir zu unterhalten, aber längerfristig nicht. Wenn du einem Mann nur schon verbal überlegen bist, dann schüchtert ihn das ein. Und sie mögen es nicht, wenn man ihnen nicht eine gewisse Bewunderung entgegenbringt. Nur: Ich kann ja dasselbe wie sie, bin beruflich gleich weit, da bin ich doch wegen ein paar Fachausdrücken aus dem Bankwesen oder einem Meeting in New York nicht gleich hin und weg.» Sie selbst war vier Jahre lang mit einem Handwerker zusammen, der ihr in allen Belangen deutlich unterlegen war. «Es war irgendwie paradox: Er fand es in der Öffentlichkeit cool, wenn er zeigen konnte, dass er mit einer wie mir umgehen kann. Zu Hause aber sollte ich bitte funktionieren, wie in seinen Augen eine Frau eben zu funktionieren hat: zu ihm aufschauen.» Er hat Natascha verlassen, ist heute mit einer Barbesitzerin zusammen. Sie zuckt die Schultern: «Eine Dümmerer ist auf Dauer in seinen Augen wohl weniger anstren-



**Downdating:** Madonna mit jungem Liebhaber.



**Hormonelle Vorteile:** Psychologin Onken.



gend, und seine Männlichkeit bleibt intakt.» Selbst intellektuelle Männer wie der amerikanische Filmschauspieler Woody Allen scheinen sich den erwähnten Mechanismen nicht entziehen zu können. Der selbsternannte Stadtneurotiker heiratete zuerst die Philosophin Harlene Rosen, dann die schauspielernde Politologin Louise Lasser, danach die berühmte Schauspielerin Diane Keaton und schliesslich die ebenso bekannte Mia Farrow, um dann, möglicherweise endgültig, auf Soon-Yi Previn umzusteigen, die unbekannte 35 Jahre jüngere Adoptivtochter seiner letzten Exfrau.

Natascha T. zitiert ihren Therapeuten, der ihr einst sagte: «Vergiss die starken Männer. Es gibt sie nicht. Weil ihr Frauen die Starken seid.» Sie verdreht die Augen: «Ich weiss ja, dass er recht hat. Ich weiss auch, dass ich mein Leben problemlos selbst bestreiten kann. Aber dennoch sehne ich mich nach einer Schulter zum Anlehnen.»

### Bumerang-Feminismus

«Frauen, die Karriere machen, neigen dazu, ihre Beziehung so zu managen wie den Job», sagt der Business-Coach Christina Künzle, «Durchsetzungsstärke ist im Job essenziell, wird aber zu Hause von den Partnern als Rücksichtslosigkeit verstanden und die Fähigkeit zu delegieren als Kontrollwahn.» Es brauche schon sehr viel Selbstbewusstsein auf beiden Seiten, um das uralte Partnerschaftsmuster auf den Kopf zu stellen und dabei auch noch glücklich zu werden. Nicht umsonst hat sich der Hausmann weder auf dem Arbeitsmarkt noch an der Erotikfront durchgesetzt.

Es ist geradezu paradox: Die weiblichen Singles in den Dreissigern gehören zur ersten Generation von Frauen, die alles dürfen, wofür ihre Mütter und Grossmütter gekämpft haben: wählen, studieren, verhüten, alleine am Tresen einer Bar ein Bier trinken, abtreiben, Karriere machen. Doch gerade das, worauf sie heute nicht mehr angewiesen sind, fehlt offenbar zu ihrem Glück: ein Mann, eine Familie. Die Frauen sind selbständiger, unabhängiger geworden und dadurch offenbar auch einsamer. Die Emanzipation frisst ihre Kinder.

Auch Natascha T. kann sich sehr genau an die Losung erinnern, welche die frauenbewegten Mütter den Mädchen einimpften: «Kind, lern was Anständiges, damit du nie von einem Mann abhängig wirst.» Brav haben die Töchter sich an das gutgemeinte Rezept gehalten, um heute zu erkennen, dass die Einsamkeit der Preis der Freiheit ist.

Der real existierende Postfeminismus zeigt Schattenseiten, die man nicht nur in westlichen Nationen beobachten kann. Auch in China ist es unter Akademikerinnen offenbar zum Trend geworden, gleich nach Diplomabschluss ein Heiratsinstitut zu konsultieren, weil sie schlicht zu alt sind, um sich die Strapazen einer Partnerwahl in freier Wildbahn zuzumu-



«Heiratsverlierer» der heutigen Gesellschaft: Studentinnen.

ten. In Singapur tritt der Staat gar als Kuppler auf und versucht, die seit Jahrzehnten wachsende Zahl alleinstehender Akademikerinnen mit diversen Dating-Events an den Mann und letztlich zum Gebären zu bringen.

### Beischlaf nach unten?

Hat die Emanzipation die Frauen in eine Sackgasse manövriert? Frauen, die ihr Dasein zu Hause und hinter dem Herd fristen wollen, sterben aus, ihre Nachfolgerinnen pflanzen sich weniger fort. Bisher ist man immer davon ausgegangen, dass sich dieser Fakt mit Kinderkrippen und Teilzeitkaderstellen aus dem Weg räumen lässt.

Doch jetzt werden Stimmen laut, welche die Kinderarmut der neuen Generation von gebildeten Frauen mit dem «Ceiling-Effekt» im Heiratspool erklären. Christine Diemel, Sozial-

### Müssen sich erfolgreiche Frauen an den Gedanken gewöhnen, sich nach unten zu orientieren?

wissenschaftlerin an der Universität Magdeburg, etwa behauptet, dass topqualifizierte Frauen nicht gebärfaul seien, sondern schlicht keinen Partner fänden.

Wie wäre die Situation zu ändern? Zurückdrehen lässt sich das Rad der Zeit nicht. Müssen sich erfolgreiche Frauen an den Gedanken gewöhnen, sich nach unten zu orientieren? Sprich: ihre Ansprüche zu senken? Ist Beischlaf nach unten die weibliche Tugend der Zukunft? Soziologen glauben tatsächlich, dass der Karrierefrau mit 60-Stunden-Woche künftig gedient wäre, wenn sie sich im *downdating* üben würde. Die Gesetze des Partnerschafts-

marktes jedenfalls dürften sich so schnell nicht ändern.

Lisa Fischbach legt deshalb den Singlefrauen ans Herz, nicht auf den «Lottosechser in Liebesdingen» zu setzen, sondern auf einen gesunden Kompromiss: beim Alter, bei Bildung und Status. «Es braucht», sagt auch die Psychologin Julia Onken, «auf beiden Seiten ein Umdenken. Die Frauen müssen einsehen: Der Mann muss nicht immer 20 Zentimeter grösser, 3 Jahre älter und besser verdienend sein. Es ist nicht die schlechteste Variante, einen Partner zu haben, der weniger verdient. Der kann Qualitäten in die Beziehung bringen, zum Beispiel auf der emotionalen Ebene, die genauso zum gemeinsamen Glück beitragen können.» Und bei den Männern? «Denen sage ich: Eine selbstbewusste, erfolgreiche Frau ist die spannendere Partnerin. Weil sie ihr Glück in die eigenen Hände nimmt und nicht erwartet, dass der Partner dafür zuständig ist. Das ist eine Entlastung, die ein Mann doch zu schätzen wissen sollte.»

Hoffnung besteht gemäss Julia Onken durchaus. In den skandinavischen Ländern, wo sich die Gleichberechtigungsphilosophie stärker durchsetzte als bei uns, gilt eine erfolgreiche Frau sehr wohl als attraktiv. Onken: «Der nördliche Mann fühlt sich von einer solchen Frau nicht bedroht.» Grundsätzlich, rät die Psychologin, die selber mit einem jüngeren Partner liiert ist, sollten sich Frauen einen jüngeren Mann suchen, und zwar nicht nur deshalb, weil diese Konstellation hormonell viel besser funktioniert: «Wenn einer kein Problem hat, sich auf eine ältere Frau einzulassen, dann hat er in der Regel auch kein Problem, wenn sie gewisse Dinge besser weiss oder gar mehr Geld nach Hause bringt.» ○

---

# Die Verwandlung

---

Die kleine Kammer ist nicht mehr die gründlich und mit Mass argumentierende *chambre de réflexion*. Eilfertig segnet der Ständerat, Staatseingriffe meist verschärfend, bundesrätliche Vorlagen ab, fiebrig folgt sie populistischen Begehren. *Von Urs Paul Engeler*



«Erstaunliche Kompromisse»: SP-Ständerätin Simonetta Sommaruga.

Es war der Ständerat, der das höchst undemokratische Päckli geschnürt und mit Gewalt durchs Parlament gedrückt hat, um an der Urne mit Gewalt die Ausweitung der Personenfreizügigkeit auf Rumänien und Bulgarien zu erzwingen. Es war ebenfalls der Ständerat, der, sogar gegen den Willen der zuständigen Departemente, derart massiv für die Aufstockung der Entwicklungshilfe aus leeren Kassen votierte, dass der anfänglich zurückhaltende Nationalrat auf die spendefreudige Linie einschwenken musste. Der Ständerat hat das teure Konzept für die Erhöhung der Mehrwertsteuer zugunsten der ruinösen Invalidenversicherung (IV) gebastelt. Der Ständerat hat, damit den Gesamtbundesrat wiederum überholend, beschlossen, aus der CO<sub>2</sub>-Abgabe eine neue Subventionskasse zu machen. Der Ständerat kam auch dem Volksbegehren «Lebendiges Wasser» (Fischerei- oder Renaturierungs-

Initiative) derart weit entgegen, dass das verschärfte Gesetz, was die Regierung nicht wollte, die meisten Anliegen der Initianten umsetzt. Der Ständerat spricht Geld für ruinöse alternative Energien, beschliesst scharfe Rauchverbote, will (auch dies im Gegensatz zum liberaleren Nationalrat) die Fernsehwerbung für Bier und Wein verbieten. Eine ständerätliche Kommission näherte sich kürzlich der wirren «Abzocker-Initiative» noch gefährlicher an als der Bundesrat.

## **Etwas mehr Staat, etwas weniger Freiheit**

Wann immer die Kleine Kammer derzeit über Geschäfte berät und abstimmt, rutscht sie grünlich weit nach links, gibt es etwas mehr Staat, wird Geld eingetrieben und verteilt, wird reglementiert und verboten, verschwindet wieder Freiheit. Heute haben linke Anliegen im Ständerat wesentlich bessere Chancen

als im Nationalrat. Sie sind jederzeit mehrheitsfähig.

Das mag erstaunen. Denn es ist gerade einmal gut zwanzig Jahre her, dass die Jungsozialisten (Jusos) eine Volksinitiative zur Abschaffung des Ständerats lancieren wollten. Die älteren Genossen waren zwar durchaus nicht abgeneigt, plädierten indes für ein taktisches Zuwarten. So blieb die Vorstellung, die Kammer der 46 Konservativen, Sparer und «Bremsen» zu liquidieren, lange Zeit ein linker Wunsch, der in den neunziger Jahren auch von den Grünen gepflegt und, zumindest verbal, mehrmals neu belebt wurde. Und heute beherrschen die Roten und die Grünen im Verbund mit den vielen labilen Bürgerlichen faktisch den früher verhassten Rat.

Die Wandlung vom unbequemen, ja knorrigen, sparsamen, föderalistischen, (zentral-)staatskritischen Gremium zur Versammlung

begeisterter Etatisten ist nicht das Resultat einer Revolution im verstaubten Ambiente des kleinen Saals, sondern das Zwischenergebnis eines schleichenden Prozesses. «Ein interessantes Thema», meint der Zuger Freisinnige Rolf Schweiger.

In der Tat. Denn die parteipolitische Zusammensetzung des Ständerats hat sich weit weniger gewandelt, als die politischen Entscheide des Gremiums vermuten lassen könnten. Nur die FDP wurde dezimiert und ist in den letzten zehn Jahren von achtzehn auf noch zwölf Mandate abgerutscht. Ihr Niedergang begann in der Westschweiz, wo sie, gemeinsam mit ihren Fusionspartnern, den Liberalen, eine Wahl nach der anderen verloren hat. Die CVP hingegen hält seit Ende der neunziger Jahre konstant ihre fünfzehn Sitze. Die SVP (ohne den abtrünnigen Berner Werner Luginbühl) verfügt zurzeit über sechs Mandate (vorher waren es sieben). Die SP, die eine Grossoffensive gestartet hat und in fast allen Kantonen angetreten ist, hat sich lediglich von sechs auf neun Stimmen verbessert; und der Zuwachs aller Kleinparteien (Grüne, Grünliberale, BDP) von null auf derzeit vier Sitze ist auch nicht geeignet, den offensichtlichen Linksrutsch zu erklären.

Der grosse Wandel fand innerhalb der Parteien und Fraktionen der Gruppierungen statt, die sich heute, je nach Opportunität, bald als «bürgerlich», bald als «Mitte» bezeichnen. Diese Entwicklung setzte in den neunziger Jahren unter Führung einer freisinnigen (Staatsrechts-)Professorenkaste um René Rhinow (BL) und Gilles Petitpierre (GE) ein, der sich andere FDPler wie Fritz Schiesser (GL), Christiane Langenberger (VD), Françoise Saudan (GE) oder Christine Beerli (BE) anschlossen, immer lebhaft unterstützt vom Tessiner



*Eine kleine Revolution:* Verena Diener.

Dick Marty, der seit seiner Wahl im Jahr 1995 bis dato generell mit den Linken stimmt. Es wurde chic, sich nicht an die Fraktionslinie zu halten. Die Ziele dieser abgehobenen Subfraktion, die oft als «Beerli-Freisinn» charakterisiert wurde, waren: der Drang nach Europa, der Brückenbau nach links – und der Kampf gegen die verhasste SVP.

Die Wahlen von Ende 2007 haben den kontinuierlich gewachsenen Graben zwischen FDP und CVP auf der einen sowie der SVP auf der andern Seite definitiv zur erklärten politischen Front werden lassen. In vielen Kantonen retteten FDP und CVP ihre traditionellen Sitze nur im engen Verbund mit den Linken und Grünen gegen die aggressive SVP. In St. Gallen hiess die Parole: Alle gegen Toni Brunner! In Zürich galt die Losung: Alle gegen Ueli Maurer! So sitzen der Interventionist Felix Gutzwiller (FDP) und Verena Diener (grünliberal, vormals dunkelgrün) auf den Stühlen des soliden bürgerlichen Duos Trix Heberlein (FDP) und Hans Hofmann (SVP): eine kleine Revolution. In der Waadt verhinderte die Mitte-links-Allianz knapp die Wahl des SVP-Kandidaten Guy Parmelin – mit dem offenbar angenehmeren Resultat, dass nun neben einer Sozialdemokratin der Grüne Luc Recordon den Stand vertritt: ein Dammbbruch. Zuvor hatten die Appenzeller das rechtsbürgerliche Urgestein Carlo Schmid (CVP) durch den weichen Lehrer Ivo Bischofberger ersetzt: ein böser Wetterwechsel.

Der erbarmungslose Wahlkampf – die SVP gegen alle, alle gegen die SVP – hat vor allem neue Allianzen geschmiedet. Zwar besetzen CVP, FDP und SVP drei Viertel aller Sitze und könnten jedes Geschäft nach Mitte-rechts lenken. Auch FDP und CVP verfügten zusammen über eine Mehrheit. Doch die Spiele laufen

genau andersrum. Für die Berner SP-Frau Simonetta Sommaruga ist dies Ausdruck des «Respekts» ihrer Kollegen: «Die Linke wird hier ernst genommen. Die polarisierte Politik im Nationalrat hat im Ständerat den Willen zu Kompromissen und konstruktiven Lösungen verstärkt.» Rolf Schweiger (FDP) spürt indes einen unseligen «neuen Geist des Moralismus» durch den Saal wehen: «Mit Hilfe des Staates, so der Trend, sollen alle vermeintlich schwachen Menschen vor der vermeintlich räuberischen Wirtschaft geschützt und alle vermeintlich schlechten Kreaturen zu idealen Mitgliedern der Gesellschaft umerzogen werden.» Der langjährige Urner Standesherr Hansheiri Inderkum (CVP), derzeit Vizepräsident und erfahrener Stimmzähler, stellt fest, dass die Linke «mit hoher Präsenz stets sehr geschlossen votiert», während in den bürgerlichen Reihen immer wieder «Sukkurs für die Linke» zu registrieren sei. «Früher waren die Resultate klar abschätzbar, heute warte ich gespannt auf jedes Ergebnis», bestätigt Schweiger.

Als ein Epizentrum dieser tektonischen Verschiebungen wird regelmässig die Bernerin Simonetta Sommaruga genannt, die auch an ihrem Platz häufig von bürgerlichen Mittemännern umschwärmt werde, wie die politische Konkurrenz maliziös anmerkt. «Sie sei eine ganz clevere Frau», attestiert der Sozialdemokratin ein Konservativer: «Mit Kollegialität, Charme und perfekter Kenntnis der Dossiers erarbeitet sie sich Mehrheiten oder zumindest erstaunliche Kompromisse.» Sie selbst rühmt das «Klima der Offenheit» und die «nicht eng parteipolitische Sichtweise» im Ständerat.

Dieser Verbund der selbsternannten «Fortschrittlichen» kann fast jedes Geschäft in die



*«Neuer Geist des Moralismus»:* Rolf Schweiger.



*Böser Wetterwechsel:* Carlo Schmid.

Valiant.  
Zum Glück  
nur in der  
Schweiz.

Aus gutem  
Grund.

[www.valiant.ch](http://www.valiant.ch)

VALIANT

gewünschte Richtung drehen. Wenn Umweltminister Moritz Leuenberger (SP) im Bundesrat mit seinem Antrag scheitert, der Fischerei-Initiative mit einer Alternative entgegentzukommen, dann nimmt Sommaruga das Heft in die Hand – und erreicht im Ständerat, was Parteikollege Leuenberger in der Regierung nicht gelungen ist: ein neues Gesetz, das den Schutz der Gewässer über das Interesse die Wassernutzer (etwa der Stromproduzenten) stellt. Dieser Vorgang wiederholte sich exakt mit der Umformung der ehemals als staatsquotenneutral angepriesenen CO<sub>2</sub>-Abgabe zur neuen Subventionskasse. Sommaruga war auch Patin des europapolitischen «Päckli» zur erweiterten Personenfreizügigkeit; ihre Hartnäckigkeit zwang Bundesrat und Nationalrat nach langem Hin und Her auf diese linke Linie.

In enger Absprache bauen SP und CVP die Sozialhilfen, insbesondere die Subventionen für die Familien, aus. Zwar lehnt die Rechtskommission die konfuse «Abzocker-Initiative» ab, doch zwei Mitglieder der CVP-Fraktion (Verena Diener und der Urner Hansruedi Stadler) enthielten sich (zusammen mit den vier Linken) der Stimme – ein «absolut unbegreiflicher Vorgang» für einen bürgerlichen Standesherrn. Die Erklärung, die dieser nachschiebt, unterschreiben auch andere langjährige Politiker: «Der Ständerat ist nicht mehr das souveräne Bollwerk, das über den Modeströmungen steht. Immer mehr Leute lassen sich vom Zeitgeist, von Umfragen und den Medien treiben.» Nicht mehr das Sachargument und die strenge Logik leiteten viele Voten, Rolf Schweiger, sondern der Wunsch, dank angestrebter Originalität im Fernsehen zu kommen, eine Schlagzeile zu generieren oder öffentlichen Applaus zu ernten: «Was heute ein Zeitungstitel ist, ist morgen ein GPK-Thema.»

#### «Schwatzbude wie der Nationalrat»

Es dominieren der Mainstream und damit der linke Populismus. Das äussert sich nicht nur in den aufgeregten Diskussionen zu den Armeewaffen, zu Lohnbegrenzungen, zur Energie-, Umwelt- oder Sozialpolitik, sondern auch in der stark anschwellenden Flut von Vorstössen (mit erhofftem Medieneffekt). Beschränkten Ständeräte sich früher darauf, grundsätzliche Fragen anzuschleppen, so flattern heute Motionen und Postulate zu allen Alltagsthemen auf den Tisch. Der Aktivismus führt dazu, dass die Kleine Kammer, die bisher stolz war auf die zügige Erledigung der Geschäfte in der ersten Tageshälfte, in der laufenden Juni-Session zum ersten Mal Nachmittagsschichten einschieben muss. «Wir sind bald die gleiche Schwatzbude wie der Nationalrat», spottet einer.

Wie weit der ehemals zuverlässige Rat sich in seinen Entscheiden jeweils nach links lehnt, soll weiterhin kaschiert werden. Bereits drei Anläufe, die Stimmen (wie im Nationalrat) elektronisch zu erfassen und so nachprüfbar zu

machen, sind gescheitert. Als vor vier Jahren Simonetta Sommaruga dies verlangte, wehrte sich der Zuger Peter Bieri (CVP) wortreich gegen den Einbau von Druckknöpfen im «denkmalgeschützten Saal». Die Erfassung der effektiven Meinung berge die Gefahr, dass die Ständeräte wie die Volksvertreter Ratings unterzogen werden könnten. Die mangelnde Information der Öffentlichkeit sei leichter zu gewichten als die «dadurch verbesserte zwischenmenschliche Atmosphäre».

#### Effizientes Versteckspiel

Den letzten Versuch hatte der Aargauer SVP-Mann Maximilian Reimann gestartet – und nach den Beratungen in der Kommission gleich wieder abgebrochen: «Insbesondere die CVP wehrt sich – ohne plausible Argumente, aber mit allen anderen Mitteln – dagegen, das wahre politische Profil ihrer Vertreter transparent zu machen», bedauert er, «würde das konkrete Stimmverhalten vieler CVP- und FDP-Leute nämlich publik, öffneten sich manchem vertrauensseligen bürgerlichen Wähler die Augen.»

Sie könnten so beispielsweise erfahren, dass Felix Gutzwiller und Helen Leumann (FDP, LU) gegen den Willen ihrer Kantone und Parteien mit den Linken gegen die Bekämpfung von Scheinehen gestimmt haben. Eine zufällige Beobachtung im Halbschatten: Denn kein Besucher von der Tribüne, kein Journalist und auch kein Mitglied der Kammer kann alle jeweils rasch erhobenen Hände sauber erfassen, zuordnen und registrieren. Kommt dazu, dass die Stimmzähler meist nicht deklarieren, ob sie selbst mit Ja oder Nein votieren. Ein Ständerat spricht gar von einer «gewissen Lotterrie». Unter dem Mantel einer vornehmen Tradition wird ein unwürdiges, aber effizientes Versteckspiel kultiviert.

So wird demnächst auch eine interessante parlamentarische Initiative, die der Nationalrat letztes Jahr überwiesen hat, versenkt werden. Der Walliser Oskar Freysinger (SVP) verlangt mit seinem Antrag, dass die Parlamentarier nicht nur ihre Interessenbindungen offenlegen müssen, sondern auch die Einkünfte, die sie dank diesen Mandaten erzielen. Weil der Blick auf die Geldflüsse die direkte Demokratie stärken, wollen die Volksvertreter diese Informationen dem Bürger zugänglich machen. Die zuständige Kommission des Ständerats hat indes bereits mitgeteilt, was sie von echter Transparenz hält: nichts.

Dabei böte gerade der Ständerat, bisweilen auch als «Vereinigung von Sammlern und Jägern» tituliert, das beste Anschauungsmaterial in Sachen gelebter Lobbyismus, der nirgends so wuchern kann wie im Verborgenen. Und dort Widersprüche wachsen lässt: Denn was die gutdotierten Wirtschaftsmandate betrifft, sind die «bürgerlichen» Ständeräte noch sehr bürgerlich. ○



Wasser hat unvergleichliche Eigenschaften: reinigend, erfrischend, wohltuend. Das ist auch das Prinzip von Geberit AquaClean. Erleben Sie die neue Art der Körperpflege.

[www.i-love-water.ch](http://www.i-love-water.ch) oder 0800 432 432 (kostenlos)

## Geberit AquaClean

Das WC, das Sie mit Wasser reinigt.



# «Elternbriefe in siebzehn Sprachen»

Christoph Eymann, Erziehungsdirektor von Basel-Stadt, kämpft trotz Niederlagen an der Urne weiter für eine Vereinheitlichung des Schweizer Schulsystems. Die Situation in manchen Klassen und Elternhäusern sei dramatisch. Es brauche staatliche Zwangsinstrumente. *Von Philipp Gut*



«Wir dürfen die Kinder nicht sich selbst überlassen»: Erziehungsdirektor Eymann.

**Herr Eymann, macht es eigentlich noch Spass, Basler Erziehungsdirektor zu sein?**

Durchaus, es ist ein sehr schöner Beruf. Und es ist befriedigend, wenn es einem auf dem weiten Feld der Bildung gelingt, das eine oder andere zu bewirken, das künftigen Generationen zugute kommt.

**Nun haben Sie Rückschläge einstecken müssen. Mit dem Aargauer Nein zum «Bildungskleblatt» droht auch der «Bildungsraum Nordwestschweiz» zu scheitern.**

Die vier Kantone Aargau, Solothurn, Basler-Landschaft und Basel-Stadt wollen ihre Schulen möglichst vereinheitlichen. Der Aargau war zeitlich voran. Nach diesem Abstimmungsergebnis müssen wir über die Bücher. Wir werten sorgfältig aus, versuchen die Gründe zu finden und sehen dann, was wir an Gemeinsamem haben. Wir können uns in der Schweiz über längere Zeit den Kantönligeist auch bei den Schulen nicht mehr leisten.

**Haben sich die Bildungspolitiker vom Volk entfernt?**

Das glaube ich nicht. Bei der Schule ist es wie beim Militär und beim Fussball, da verstehen alle etwas davon, da reden alle mit.

**Das grossangelegte HarmoS-Projekt wird bestenfalls zu einem Flickenteppich. Einzelne Kantone sind dafür, andere dagegen. Gibt es da überhaupt noch einen Ausweg?**

Während des laufenden Verfahrens kann man die Spielregeln sicher nicht mehr ändern. Wenn wir die Lage aus etwas übergeordneter Warte betrachten, ist es doch so: Es gibt in diesem föderalistischen Land starke Tendenzen zur Zentralisierung. Immer weniger kantonale Gesetze sind matchentscheidend, Kantonsgrenzen haben an Bedeutung verloren. Wenn HarmoS in der vorgesehenen Form scheitert, müssen wir halt einen neuen Anlauf nehmen. Das ist allemal gescheiter, als wenn am Schluss der Bund einschreiten muss.

**Haben die Erziehungsdirektoren, federführend bei HarmoS, Fehler gemacht?**

Es ist uns sicher nicht optimal gelungen, unser Anliegen verständlich zu machen.

**Basel-Stadt ist kein einfaches Pflaster für Bildungspolitik. In Tests – Stichworte: Pisa und Prüfungen für Medizinstudenten – hat es schlecht abgeschnitten.**

Das ist ein Missverständnis. Bei der Pisa-Erhebung wollten wir gar nicht mitmachen. Wir wollten kein Ranking, das Aufregung

generiert. Bei den Medizinstudentenprüfungen sind wir schlecht, das ist richtig. Es klingt vielleicht etwas defensiv: Die Resultate sind nicht repräsentativ für die Leistungsfähigkeit unserer Schulen. Dennoch schleckt es keine Geiss weg: Wir stehen nicht dort, wo wir stehen sollten. Als zweitwichtigster Wirtschaftsstandort des Landes muss Basel sein Schulsystem verbessern.

#### **Was müsste man tun, um die Leistungen der Schulabgänger zu verbessern?**

Es ist ganz wichtig, dass man nicht in Hysterie verfällt und zum Beispiel auf die spezielle Zulassungsprüfung zum Medizinstudium hin zu büffeln beginnt. Wir lehren – das tönt jetzt etwas pathetisch – nicht auf Examen hin, sondern als Lebensvorbereitung. Um uns mündig in dieser Welt bewegen zu können.

#### **Ist dieses Ziel erreicht, wenn die Schüler bei der Aufnahme in weiterführende Schulen scheitern und keine Lehrstellen finden?**

Selbstverständlich müssen sie auch in der Berufswelt bestehen können. Und da müssen wir uns eingestehen, dass unser Schulsystem bei der jetzigen Zusammensetzung der Bevölkerung nicht das ideale ist. Wir müssen Änderungen vornehmen, die radikal sein werden. Wir haben eines der exotischsten Schulsysteme des Landes.

#### **Was ist denn das Spezielle in Basel?**

Wir haben zwei Jahre obligatorischen Kindergarten, vier Jahre Primarschule, drei Jahre Orientierungsstufe und dann noch einmal eine Stufe: die zweijährige Weiterbildungsschule. Diese hat sich nicht bewährt. Das werden wir ändern.

#### **Liegt die Misere darin begründet, dass schwache und starke Schüler im selben Klassenverband unterrichtet werden? Diese bei Bildungstheoretikern beliebte «Integration» verursacht im Alltag Probleme.**

Das ist zu einem grossen Teil so. Den Beweis kann ich Ihnen aus der Schulgeschichte von Basel-Stadt liefern. Vor vier Jahren haben wir an der Weiterbildungsschule auf Anregung der Lehrer zwei Leistungszüge eingeführt, weil die Klassen zu heterogen waren. Auf der anderen Seite sehen

---

#### **«Bei der Schule ist es wie beim Militär und beim Fussball, da reden alle mit.»**

---

wir jetzt, dass gesamtschweizerisch bei der HarmoS-Idee «Integration» wieder das Schlagwort ist. Es darf nicht sein, dass der integrative Unterricht zu Lasten der leistungsfähigen Schüler geht.

#### **Studien zeigen aber: Je länger die guten Schüler separat gefördert werden – etwa in Langzeitgymnasien –, desto besser sind ihre Leistungen.**

Für das Gelingen der Integration ist es entscheidend, dass genügend Ressourcen zur Verfügung stehen. Auch weniger begabte Schüler müssen auf ein gewisses Niveau gebracht werden. Wenn man sie sich selber überlässt, produziert man eine Art No-Future-Generation, wo die einen die andern nach unten ziehen.

---

#### **«Wir haben etwa zwanzig Kindergartenklassen mit null bis zwei Deutschsprechenden.»**

---

Ich glaube – und es ist wirklich eine Glaubensfrage, den definitiven Beweis kann ich Ihnen heute nicht bringen –, dass das integrative Modell solchen Schülern helfen kann.

#### **Sie fordern mehr Geld und Personal. Ist das realistisch?**

Es ist ein Fakt, besonders im städtischen Raum, dass die Unterstützung der Schüler durch die Eltern nachgelassen hat. Die Schule muss hier Abhilfe schaffen. Wir haben sehr viele Kinder aus bildungsfernen Schichten, die wir nicht sich selbst überlassen dürfen. Sonst entsteht eine Parallelgesellschaft.

#### **Die Schule als eine Art Reparaturwerkstatt der Gesellschaft?**

Sie hat heute viel mehr Aufgaben zu übernehmen. Wie ernst die Lage ist, sehen wir in Basel: Wir haben eine Gesetzesänderung beschlossen, wonach Eltern, die ihre Kinder in schulischen Belangen nicht ausreichend unterstützen, gebüsst werden können.

#### **Als liberaler Politiker schrecken Sie nicht zurück vor etatistischen Zwangsmassnahmen?**

Diesen Widerspruch muss ich immer wieder erklären. Die Frage muss sein, was dem Wohl des Kindes dient. Wir haben auch ein Problem mit fremdsprachigen Schülern, die nur mangelhaft Deutsch sprechen. Viele holen dieses Manko nicht mehr auf. Darum sehen wir ein selektives Obligatorium vor: Fremdsprachige Schüler sollen schon vor dem Kindergarten zwangsweise zwei Stunden pro Woche spielerisch Deutsch lernen.

#### **Das deutet auf dramatische Zustände.**

Die Situation ist tatsächlich sehr dramatisch und erfordert neue staatliche Instrumente. Es gibt Familien, wo der Vater sagt: «Meine Tochter muss gar nichts lernen in der Schule, sie wird später heiraten, und ein Mann wird für sie sorgen.» Wenn wir so einen Vater mit Zwang – auch finanziell, so dass vielleicht die Leasing-Rate für seinen BMW in Frage gestellt wird – zur Raison bringen, dann haben wir schon etwas gewonnen.

#### **Können Sie weitere Beispiele nennen?**

Es gibt Kinder, die ohne Frühstück in die Klasse kommen und um zehn einen derartigen Hungerast erleiden, dass sie zusammenbrechen. Es gibt Kinder, die dem Lehrer vom Fernsehprogramm zwischen Mitternacht und zwei Uhr morgens erzäh-

len. Hier möchten wir einschreiten. Oder wenn es Leute gibt, die sagen: «Wir wollen gar nicht Deutsch lernen, wir haben unseren türkischen oder albanischen Heimatverein.» Diese Leute irren sich, das lassen wir nicht zu. Gute Worte, Bitten und in siebzehn Sprachen übersetzte Briefe reichen da nicht mehr.

#### **Siebzehn Sprachen?**

Ohne Übersetzer in verschiedene Sprachen geht es heute nicht mehr. Wir haben pro Jahrgang etwa zwanzig Kindergartenklassen mit null bis zwei Deutschsprechenden. Basel-Stadt hat europaweit die höchste Heterogenität in den Schulen.

#### **Welche Schwierigkeiten beobachten Sie?**

Die Schulbildung hat nicht in allen Herkunftsländern dieselbe Bedeutung wie bei uns. Oft müssen wir Eltern darauf hinweisen, dass ihre Kinder eine Lehrstelle haben oder eine weiterführende Schulbildung anstreben sollten. Manche Kinder haben schlicht keine Gelegenheit, an einen Tisch zu sitzen und die Hausaufgaben zu machen.

#### **Nicht einmal ein Fünftel der Basler Schulabgänger fängt eine Lehre an – obwohl es weit mehr offene Stellen hätte.**

Die Beobachtung ist richtig. Es sind tatsächlich weniger als zwanzig Prozent der Volksschulabgänger, die direkt nach der Schule an eine Lehrstelle wechseln. Das ist keine gute Performance, da sind wir am Schwanz der Schweizer Kantone. Die Gründe liegen nur zum Teil in der Sprache. Viele Schüler haben ganz falsche Vorstellungen davon, was sie wirklich können. Es ist traurig, wenn Sie Kinder sehen, die vielleicht knapp eine Anlehre machen könnten und die Ihnen sagen, sie wollten Tierarzt werden. Dann gibt es eine gewisse Stigmatisierung von Ausländern. Und manche Eltern sehen nur die Matura als tauglichen Bildungsweg an.

#### **Aus Gewerbekreisen hört man, dass Ausbilder Lehrlinge aus dem Kanton Basel-Landschaft bevorzugen.**

Mancher Lehrmeister hat lieber Lehrlinge aus ländlichen Gebieten. Diese präsentieren sich oft schon ganz anders. Wenn ein junger Mensch an ein Vorstellungsgespräch kommt und die Füsse auf den Tisch legt, dann ist das nicht gut. Fehlt auch noch das schulische Wissen, gibt es grosse Schwierigkeiten.

#### **Wir haben viel über Basler Problemlagen gesprochen. Was ist eigentlich das Schöne an dieser Stadt?**

Sie ist offen, sie hat einen kulturellen Reichtum, eine sehr spannend zusammengesetzte Bevölkerung. Und sie liegt an einem sehr wichtigen Ort der Schweiz, in unmittelbarem Austausch mit unseren zwei wichtigsten Nachbarländern. Es ist fantastisch, in Basel wohnen, leben, arbeiten zu dürfen.

**Christoph Eymann** von der Liberal-Demokratischen Partei (LDP) ist seit 2001 Erziehungsdirektor in Basel-Stadt. Zuvor sass er zehn Jahre im Nationalrat.

# Der echte und der falsche van Gogh

An der grossen Van-Gogh-Ausstellung in Basel werden mindestens zwei Fälschungen präsentiert. Die «Echtheitsgarantien» wurden von selbsternannten Experten ausgestellt, die trotz Gegenbeweisen an ihrem Urteil festhalten. Eine persönliche Forschungsbilanz. *Von Matthias Arnold*



Unbestrittenes Original im Kunstmuseum Hiroshima: «Le jardin de Daubigny», Juli 1890.



Schuffenecker-Fälschung im Kunstmuseum Basel: «Le jardin de Daubigny», zwischen 1894 und 1901.



Derzeit kann man in der Van-Gogh-Ausstellung des Basler Kunstmuseums wieder einmal alten Bekannten begegnen: langlebigen, offenbar unsterblichen Fälschungen. Der Niederländer, einst verkannt und heute der populärste sowie teuerste Maler überhaupt, sorgt postum für Aufregung – bei den Personen und Institutionen, die sich für sein Schaffen, verdientermassen oder angemasst, zuständig fühlen. Nach jahrzehntelanger Forschung über van Gogh ist der Fall für mich klar.

Vincent van Gogh (1853–1890) ist seit fast 120 Jahren tot, und fast genauso lang existieren Fälschungen seiner Arbeiten. Die Besitzer solch zweifelhafter Werke und naturgemäss auch die um Ruf und Verdienst bangenden Händler, die sie (ihnen) verkauft haben, liegen seitdem hartnäckig mit unabhängigen Fachleuten im Clinch. Seit den 1990er Jahren hat der Streit neue, heftigere Qualitäten angenommen: Weil es um sehr viel Geld geht, wird oftmals mit Mitteln an der Grenze des Unfairen gekämpft.

Im Rückblick wird das gegenwärtige Geschehen in der Van-Gogh-Szene nachvollziehbar. Seit van Goghs Tod hat es bezüglich Leben und Werk des Malers nicht allzu viele ausgewiesene Experten gegeben. Diejenigen, die sich selbst so nannten, blamierten oder kompromittierten sich zumeist. Zwischen 1928 und 1933 disqualifizierte sich in Berlin anlässlich der sogenannten Wacker-Affäre die gesamte erste Generation von «Van-Gogh-Experten», indem sie Fälschungen für echt erklärte. Es waren die korrekten Museumsbeamten der Nationalgalerie, Ludwig Justi und seine Mitarbeiter, welche die von Otto Wacker als echte van Goghs teuer verkauften Machwerke entlarvten. Jene sogenannten Experten – Hendricus Pieter Bremmer, Jacob Baart de la Faille, W. Scherjon und Julius Meier-Graefe – handelten nebenbei mit oftmals falschen Van-Gogh-Werken. Entweder waren sie also korrupt, oder sie waren keine Experten. Bezeichnenderweise waren sie alle keine Kunsthistoriker.

### Kompetenz und Anmassung

Von Hause aus Jurist und Auktionshausmitarbeiter, hatte de la Faille 1928 den ersten Van-Gogh-Œuvre-Katalog herausgegeben, der bereits eine derart immense Anzahl von Fälschungen enthielt, dass sich der Autor 1930 genötigt sah, eigens einen Katalog mit 150 falschen van Goghs zu publizieren. Doch auch seine Neuedition des Van-Gogh-Gemälde-Verzeichnisses von 1939 listete noch zahlreiche vermeintlich echte Werke auf. Nach de la Failles Tod (1959) unternahm das Rijksbureau voor Kunsthistorische Documentatie in Den Haag die Erarbeitung einer korrigierten und ergänzten Neuauflage. In «demokratischer» Abstimmung wurde von einem Gremium über echt oder falsch entschieden. Den dominie-

renden Vorsitz dieser Gruppe, zu welcher u. a. der Philologe und Kenner der Van-Gogh-Briefe Jan Hulsker sowie die Kunsthistorikerin Annet Tellegen gehörten, hatte Abraham Marie Hammacher inne, der damalige Direktor des über eine grosse Van-Gogh-Sammlung verfügenden Rijksmuseum Kröller-Müller im niederländischen Otterlo. Tellegen hatte die überwiegende und grundlegende Vorarbeit für das Manuskript geleistet, wurde aber bei den Authentizitätsfragen immer wieder überstimmt, so dass sie schliesslich ihren Namen vom Titel des 1970 erschienenen neuen «de la Faille» zurückzog. In den folgenden Jahrzehnten publizierte Hulsker dann mehrere Auflagen seines eigenen Van-Gogh-Werkverzeichnisses, in dem aber erneut Fälschungen als echt fungierten.



*Teuerster Maler aller Zeiten:* van Gogh, 1886.

«Ich hätte nie gedacht, dass die Niederländer so wenig wissenschaftliches Rückgrat besitzen», äusserte 1973 der grosse Impressionismus- und Postimpressionismus-Spezialist John Rewald (1912–1994) in New York und demonstrierte anhand seines Exemplares, was er alles an jenem 1970er «de la Faille» auszusetzen hatte. Auch der britische Hochschulprofessor Ronald Pickvance zählte 1973 in einer umfassenden, harschen Rezension deutlich seine starken Einwände auf. Heute sind Tellegen und Pickvance hochbetagte Überlebende aus jener zweiten Generation der Van-Gogh-Forscher. Pickvance publizierte eine Anzahl von lesenswerten Aufsätzen und Katalogen zu van Goghs Leben und Werk.

Ebenfalls 1973 wurde in Amsterdam das Rijksmuseum Vincent van Gogh eröffnet, das seitdem – allein wegen der grossen Sammlung an Van-Gogh-Werken, aber auch wegen der

dort ebenfalls aufbewahrten Dokumente – als Anlaufstelle für jeden gilt, der sich forschend und schreibend mit van Gogh beschäftigt. Doch ich muss leider feststellen: Bislang war keiner der zahlreichen Direktoren dieses Hauses ein wirklicher Van-Gogh-Experte, was auch für die zwei Kustoden gilt, welche zumeist die Forschungen anderer referieren und ihren administrativen Dienst verrichten. Dennoch gilt das Van-Gogh-Museum bis heute allgemein als «Van-Gogh-Kompetenzzentrum».

### Zweifel an der Authentizität

Gemeinsam mit der Amsterdamer Museumscrew sprachen Ronald Pickvance und Roland Dorn (und mit ihm Walter Feilchenfeldt) für das Londoner Auktionshaus Christie's über ein Sonnenblumenbild den Echtheitssegen, so dass es am 30. März 1987 zum damaligen absoluten Rekordpreis von umgerechnet 60 Millionen Schweizer Franken an die japanische Versicherungsgesellschaft Yasuda versteigert werden konnte. Ein Jahrzehnt später kamen immer massivere Zweifel an der Authentizität dieses Bildes auf, was hohe Pressewellen schlug: Die Offiziellen, also das Personal des beteiligten Van-Gogh-Museums – seltsamerweise spendierte Yasuda diesem Haus 35 Millionen Gulden für einen Anbau –, sowie die involvierten Gutachter beharren bis heute auf der Echtheit des Werkes. Eine nicht gerade kleine Anzahl unabhängiger Fachleute hingegen hält das Bild für eine Fälschung Emile Schuffeneckers. Dass das Bild 1901 – gleichsam ohne dokumentiertes Vorleben – plötzlich aus Schuffeneckers Besitz auf einer Pariser Ausstellung auftauchte, wurde von Pickvance erst nach der Versteigerung als entscheidende Provenienzkorrektur nachgereicht. Heute weiss man, dass der mittelmässige Pariser Maler Schuffenecker nicht nur sehr früh eine grössere Anzahl echter van Goghs besass, sondern auch eigene «van Goghs» schuf – oftmals «Zweitfassungen» von authentischen Bildern, die er und sein Bruder Amédée dann lukrativ und geschickt unter die Sammler brachten.

Neben dem zumindest äusserst zweifelhaften Bild «Der 14. Juli in Paris» werden meiner Ansicht nach momentan mindestens zwei Fälschungen auf der Basler Van-Gogh-Ausstellung als echt präsentiert: «Jardin à Auvers» und «Le jardin de Daubigny». Das 64×80 cm grosse Bild des angeblichen «Gartens in Auvers» ist erst seit 1914 dokumentiert, als es – aus Schuffenecker-Besitz kommend – bei Cassirer in Berlin ausgestellt wurde. Nach mehreren Zwischenbesitzern wurde es 1992 in Paris für 55 Millionen Francs versteigert. Kurz danach wurden in der französischen Presse erhebliche Zweifel an der Echtheit des Bildes erhoben, wodurch dessen geplante erneute Auktionierung platzte – obwohl Walter Feilchenfeldt kurz zuvor in *Le Monde* verlautbart hatte: ««Jardin à Auvers» ist ein echter van



Umstritten: die Yasuda-Sonnenblumen.

Gogh, weil er aus der Sammlung von Johanna stammt.»

Dass das Bild von Schuffenecker und seinem Freund Julien Leclercq der Witwe Theo van Goghs auf eher perfide Art untergejubelt worden war, haben Hanspeter Born und Benoit Landais in ihrem gerade erschienenen Buch aufgezeigt («Die verschwundene Katze», Basel 2009). Die scheinbar sichere Provenienz eines Bildes ist nicht immer eine Echtheitsgarantie. Annet Tellegens vor Jahren in der *Weltwoche* publiziertes Statement ist nach wie vor gültig: «Worauf es letzten Endes ankommt, ist die Malart. Die Dokumentation kommt bei mir immer an zweiter Stelle. Man muss seine Augen gebrauchen und denken.» Stilkritik ist beim Entlarven von Fälschungen allemal wichtiger als – leicht zu fälschende oder falsch zu interpretierende – Provenienzen.

### Immense Anzahl von Fälschungen

Nachdem etwas Gras über diese Affäre gewachsen schien, wird «Jardin à Auvers» wieder auf Echtheitstournee geschickt. So hing das Bild 2008 zuerst an der Van-Gogh-Ausstellung im Madrider Thyssen-Bornemisza-Museum, dann in der grossen Van-Gogh-Ausstellung der Wiener Albertina – wo es im Katalog ohne ein Wort über die aufgekommenen Zweifel als echt präsentiert wurde. Genau so geschieht es derzeit in Basel: Auch hier wird das meines Erachtens unechte Bild zwischen die echten van Goghs gereiht, und im Katalog steht wieder nichts über die bereits 2002/03 publizierten Argumente, welche eine Autorschaft van Goghs an diesem Bild auszuschliessen scheinen. Neben kompositionellen, koloristischen und stilistischen Gründen ist die für van Gogh völlig unvorstellbare Maltechnik das wichtigste



«Jardin à Auvers»: im Kunstmuseum Basel.

te und schlagendste Argument, das für eine Fälschung spricht: Beispielsweise malte Schuffenecker hier zuerst die grüne Rasenfläche, die er erst einmal – mindestens 8 bis 10 Tage lang – hat trocknen lassen müssen, um dann erst die rhythmischen Pinselstriche ohne Farbvermischungen auf die getrocknete grüne Fläche auftragen zu können. Van Gogh hat seine Landschaften stets *alla prima* vor der Natur, also in einem Zug, (fertig)gemalt. Das aber geschah mit «Jardin à Auvers» offensichtlich nicht.

Für die zweite und wichtigere Fälschung auf der Basler Ausstellung halte ich ist das als Dauerleihgabe der Staechelin-Stiftung ohnehin

### «Worauf es ankommt, ist die Malart. Man muss seine Augen gebrauchen und denken.»

im Kunstmuseum hängende Bild «Le jardin de Daubigny». Von diesem Sujet existiert eine kleine, fast quadratische, brieflich dokumentierte Ölstudie in Amsterdam, die van Goghs eigener brieflicher Aussage zufolge Mitte Juni 1890 in Auvers entstand. Eine zweite, mit 50×100 cm diesmal extrem breitformatige Fassung wurde, wie der Maler um den 10./12. Juli seinem Bruder schrieb, rund einen Monat später vollendet: Dieses «Bild ist der Garten Daubignys, ein Bild, das ich im Kopf mit mir herumtrage, seit ich hier bin». In seinem letzten Brief vom 24. Juli schreibt Vincent dem Bruder nochmals über dieses Werk: «Vielleicht siehst Du Dir diese Skizze von «Daubignys Garten» mal an – es ist eines meiner gewolltesten Bilder.» Der Maler spricht hier von einem Bild und hätte nur noch allzu knappe drei Tage für

die Schaffung einer zweiten Fassung gehabt, da er sich am 27. Juli eine Kugel in die Brust schoss, woran er dann am 29. Juli starb.

Die von Vincent van Gogh in seinem zitierten letzten Brief beigelegte flüchtige Skizze ist handschriftlich mit «Le jardin de Daubigny» unterschrieben und durch eine ausführliche Beschreibung des Bildes ergänzt, die überwiegend auf die heute im Museum von Hiroshima befindliche Fassung zutrifft. Diese ist seit einem ersten Streit um die Echtheit der beiden existierenden Querformat-Fassungen in den 1930er Jahren unumstritten als Original van Goghs akzeptiert. In der Echtheit angezweifelt wird lediglich die zweite Version in Basel, die farblich, stilistisch und maltechnisch viel schwächer ist als das unstrittige andere Bild.

Was Alfred Hentzen, damals Mitarbeiter in der Berliner Nationalgalerie (nach dem Krieg dann verdienstvoller Direktor der Hamburger Kunsthalle), in welcher sich die heutige Hiroshima-Fassung damals noch befand, nach einem direkten Vergleich beider Werke in einem mustergültigen Aufsatz an Argumenten gegen die Basler Fassung anführte, ist auch heute noch gültig und sogar durch weitere Minuspunkte zu ergänzen. Wie auch die anderen im Juli entstandenen Gemälde weist das Originalbild in Hiroshima auf der bei van Goghs Tod noch nicht durchgetrockneten Ölfarbe deutliche Pressspuren vom Zusammenrollen der Leinwand beim Abtransport von Auvers auf – das Basler Bild hingegen überhaupt nicht. Das lässt darauf schliessen, dass es nicht authentisch sein kann. Die Witwe des von Vincent sehr geschätzten Malers Daubigny, der Theo das Bild – womöglich als Vermächtnis van Goghs – zu schenken beabsichtigte, hat diese Gabe zweifellos nicht mehr erhalten, denn



«Le jardin de Daubigny»: Kunstmuseum-Direktor Mendes Bürgi (vorne).

nach einem Erholungsurlaub in den Niederlanden erkrankte Theo Anfang Oktober 1890 schwer, und Ende Dezember starb Madame Daubigny. Aus deren Nachlass kann eine der beiden Bildfassungen folglich auf keinen Fall stammen.

Emile Schuffenecker war von 1894 bis mindestens 1898 Besitzer der heutigen Hiroshima-Version, die er bei Theos Witwe Jo erworben hatte und die dann 1901 von dem Sammler Gustave Fayet erstanden wurde, aus dessen Nachlass sie 1928 in die Berliner Nationalgalerie und nach weiteren Stationen – etwa 1937 bei Hermann Göring – 1974 an ihren heutigen Platz gelangte. Die vermutlich spätestens 1901 von ihm gemalte Fälschung warf er mit wahrheitsverschleiern Tricks und Winkelzügen

auf den Pariser Kunstmarkt, bis sie 1918 vom Basler Rudolf Staechelin erworben wurde. Um seine Fälschung besonders echt erscheinen zu lassen, manipulierte Schuffenecker offenbar um 1901 am kurzzeitig im Besitz seines Kompagnons Leclercq befindlichen Original.

### Um die Fälschung echt erscheinen zu lassen, manipulierte Schuffenecker das Original.

Dieses zeigt – wie auch van Goghs Briefskizze – auf einem Auktionskatalogs-Foto von 1900 vorne links noch eine Katze. Der Fälscher eliminierte nun die Katze auf dem Original, übermalte die entstandene Fehlstelle und



Kuratorin Nina Zimmer, Walter Feilchenfeldt.

konnte so die – ja durch van Goghs Briefskizze dokumentierte – Katze auf seiner Fälschung als Echtheitsbeweis beanspruchen. Nicht zuletzt wegen der ungewöhnlichen, beim Hiroshima-Original auch nicht vorhandenen handschriftlichen Integration des französischen Bildtitels in seine Fälschungskopie muss Schuffenecker – am ehesten durch seinen konspirativen Freund Emile Bernard – Kenntnis von van Goghs Briefskizze erlangt haben.

Der Zürcher Kunsthändler Walter Feilchenfeldt ist der eigentliche Anreger und Organisator der gegenwärtigen Basler Van-Gogh-Ausstellung. Der Katalog enthält unzählige Verweise auf seinen Namen. Ein Schweizer Verlag ist sich bewusst, in seinem Miteigentümer «Feilchenfeldt einen wegweisenden Van-

## NAVYBOOT

yachting



## Experten

# Der Zweifler

Matthias Arnold gehört zu den ausgewiesenen Kennern Vincent van Goghs.



**Spezialisiert:** Kunsthistoriker Arnold.

Matthias Arnold, geboren 1947, ist promovierter Kunsthistoriker in München. Er beschäftigt sich seit rund 45 Jahren intensiv mit seinem Spezialgebiet Vincent van Gogh. 1973 publizierte er seine Dissertation über «Duktus und Bildform bei Vincent van Gogh». Danach arbeitete er mit dem Impressionismus- und Postimpressionismus-Experten John Rewald in New York zusammen. Er tauschte sich mit den Fachkollegen Annet Tellegen und Roland Dorn aus. 1976 hielt er Gastvorlesungen über van Gogh im niederländischen Nymwegen sowie an beiden Amsterdamer Universitäten. In Amsterdam und Otterlo sowie in zahlreichen Privatsammlungen und Archiven betrieb er jahrelang umfangreiche Spezialstudien, deren Ergebnisse sich in Dutzenden von Fachaufsätzen und vier Büchern über van Gogh niederschlugen. Zu Arnolds Hauptpublikationen zählen der als Ergebnis jahrelanger Recherchen über 1000 Seiten umfassende Band «Vincent van Gogh – Biographie» (München 1993) – die «Frankfurter Allgemeine» damals: «eine überwältigende Leistung!» – sowie der ergänzende zweite, rund 850 Seiten starke Band «Vincent van Gogh – Werk und Wirkung» (München 1995). Es folgten verschiedene Spezialtitel wie «Van Gogh und seine Vorbilder» (München 1997), «Vincent van Gogh – gefälschtes Leben, gefälschte Werke» (München 2003) sowie Aufsätze und Monografien auch über das künstlerische Umfeld des niederländischen Malergenie, so über Cézanne, Toulouse-Lautrec und Monet. Arnold ist immer wieder als unabhängiger Van-Gogh-Gutachter für Museen, Privatsammler und Gerichte tätig.

Gogh-Experten zur Seite» zu haben. In jüngster Zeit wird Walter Feilchenfeldt immer wieder nicht nur von sich selbst und seinen Mitarbeitern, sondern auch in Verlautbarungen des Van-Gogh-Museums sowie momentan gerade vor allem in Schweizer Publikationen als «Van-Gogh-Experte» bezeichnet. Die Frage stellt sich, wie unabhängig er ist.

Von seinem Vater, Walter Feilchenfeldt senior, welcher um 1930 während der Wacker-Affäre in Berlin Mitarbeiter der Kunsthandlung

## Was spräche gegen eine öffentliche Diskussion über Authentizitätsfragen?

Paul Cassirer war, erbt er die Geschäftsbücher jener zu Anfang des 20. Jahrhunderts für van Goghs Siegeszug um die Welt wohl entscheidenden Galerie. Feilchenfeldt junior publizierte 1988 einen Paperback-Band unter dem Titel «Vincent van Gogh & Paul Cassirer, Berlin». Hier stützte er sich für den Zeitraum von 1901 bis 1914 auf die cassirerschen Verkaufsakten und erhellte damit die Herkunft mancher Van-Gogh-Bilder. Einige wenige zusätzliche Aufsätze, ebenfalls fast ausnahmslos zu Kunsthandels- oder Provenienzaspekten, komplettieren bis heute das Schriftenverzeichnis Feilchenfeldts zum Thema van Gogh. Über die Kunst des Niederländers findet man in den Publikationen des Zürchers hingegen kaum etwas.

Kunsthändler Walter Feilchenfeldt junior hatte sich in den 1990er Jahren eine Zeitlang mit dem Kunsthistoriker Roland Dorn zu einer Arbeitsgemeinschaft zusammengetan. Angeblich plante man gemeinsam einen neuen Van-Gogh-Œuvre-Katalog. Die Verbindung erschien plausibel: Einer (Dorn) ist für die Stilkritik zuständig, der andere (Feilchenfeldt) für die Bild-Provenienzen. Dies hätte eine sinnvolle Arbeitsteilung ergeben können. Aber offenbar ist das Vorhaben gescheitert, und man trennte sich wieder.

### Subjektive, abwertende Beurteilung

Ab einem gewissen Zeitpunkt, anfangs noch im Tandem mit Dorn, gab Feilchenfeldt der Presse immer wieder durchaus umstrittene Statements über von ihm für falsch oder echt gehaltene Werke van Goghs Protokoll. So kommentierte Albert Boime, New Yorker Professor für Kunstgeschichte, die subjektive, abwertende Beurteilung von Pinselstrichen auf einem in Frage gestellten «Van-Gogh-Selbstbildnis» im Metropolitan Museum durch Dorn/Feilchenfeldt: «Das würde ich nicht eine seriöse wissenschaftliche Analyse nennen.»

In diesem und im Falle des zweifellos authentischen Van-Gogh-Selbstbildnisses im Museum von Hartford spielten beide die Rolle der Zweifler an der Echtheit. In späteren Fäl-

len aber, wenn andere sich erlaubten, vor allem berühmte (und damit naturgemäss sehr wertvolle) «Van-Gogh»-Bilder für nicht authentisch zu halten und dies auch zu verlautbaren, reagierte Feilchenfeldt ungehalten, etwa wenn er die heftige Pressediskussion über die Echtheit gewisser Van-Gogh-Bilder fast wie eine persönliche Kränkung abkanzelte: «Wir begrüßen diese Kontroverse ganz und gar nicht. Und die Presse handhabt sie nicht in der uns genehmen Art» (beide Zitate: *Newsweek*, 21. 7. 1997).

Man fragt sich: warum und woher diese Unduldsamkeit? Was spräche denn gegen eine öffentliche Diskussion über Authentizitätsfragen bei van Gogh? Es scheint mir an der Zeit, die kritischen Punkte ohne Rücksicht auf partikuläre Interessen zu diskutieren. Dem echten van Gogh und seinem einzigartigen Werk zuliebe.



**Benoit Landais/Hanspeter Born:**  
Die verschwundene Katze.  
Echtzeit. 200 S., Fr. 36.–  
[www.echtzeit.ch](http://www.echtzeit.ch)  
**Kunstmuseum Basel:**  
**Vincent van Gogh.**  
Zwischen Erde und Himmel –  
Die Landschaften.  
26. 4. bis 27. 9. 2009

## Wenn Grösse zum Wahn wird.

Goliath war gross und stark. Er setzte ganz auf die Wucht seines Auftritts.

David war wendig und schnell. Er setzte auf eine sichere, überdachte Strategie.

So war es und so ist es heute immer noch. Alle paar Jahre verlieren die Riesen auf den Finanzmärkten den Überblick. Und damit Ihr Geld.

Wir sind ein seit über zwei Jahrzehnten erfolgreicher, bewusst kleiner Vermögensverwalter in Bern mit einer treuen Kundschaft. Wir stehen für Kundennähe, fein abgestimmte Strategien und sichere Anlagepolitik.

Mit uns gewinnen Sie in jeder Beziehung. Wir laden Sie ein zu einem abklärenden Gespräch unter vier Augen, in Ihrer Nähe.  
031 340 32 22 oder [www.vesire.ch](http://www.vesire.ch).

## VESIRE

Vertrauen. Sicherheit. Rendite.





Noch nie war

Haute Lecture  
so attraktiv.

Die «NZZ am Sonntag» präsentiert sich in einem noch ansprechenderen und eleganteren Kleid. Freuen Sie sich auf einen frischen Look, und lernen Sie diesen stilvollen Lesegenuss an 10 Sonntagen für nur 20 Franken kennen: Probeabo auf [www.nzz.ch/abo16](http://www.nzz.ch/abo16) bestellen. Oder SMS mit Keyword ABO16 sowie Namen und Adresse an Nr. 266 senden, 20 Rp./SMS.

**NZZ am Sonntag**  
Mit Verstand zu geniessen.

# Ende eines Mythos

Die Erschiessung des Studenten Benno Ohnesorg am 2. Juni 1967 durch den Westberliner Polizisten Karl-Heinz Kurras radikalisierte die 68er. Jetzt stellte sich heraus, dass der Polizist ein Spion der DDR war. Der Fall zeigt, wie sehr die Stasi in die Bundesrepublik hineinregierte. *Von Hubertus Knabe*



*Marxistische Klassenkampftheorien:* Student Ohnesorg am 2. Juni 1967 in Westberlin.

Die Nachricht schlug in Deutschland wie eine Bombe ein: Der Kriminalpolizist Karl-Heinz Kurras, der am 2. Juni 1967 bei einer Demonstration in Westberlin den Studenten Benno Ohnesorg erschoss, war Mitarbeiter des DDR-Staatssicherheitsdienstes. 1955 hatte er eine Verpflichtungserklärung unterschrieben, neun Jahre später wurde er Mitglied der DDR-Partei SED. Der Mann, der für die 68er Bewegung in Deutschland die Gnadenlosigkeit des «bürgerlichen Klassenstaates» personifizierte, war in Wahrheit ein Handlanger der Kommunisten in Ostdeutschland.

Ohnesorgs Erschiessung am Rande einer Demonstration gegen den Schah von Persien wurde zum Gründungsmythos der westdeutschen Studentenbewegung. Eine ganze Generation sah darin ihre marxistischen Klassenkampftheorien bestätigt. Sie trug wesentlich zur Radikalisierung der 68er Proteste bei und

zog sogar die Gründung einer linken bundesrepublikanischen Terrororganisation nach sich: die «Bewegung 2. Juni».

Auch die DDR schlachtete den Tod propagandistisch aus. Als Ohnesorgs Leichnam von Berlin nach Westdeutschland transportiert wurde, standen kommunistische Jugendkader an der Autobahn Spalier. Der überraschende Fund von Kurras' Stasi-Verpflichtung lässt die damaligen Ereignisse nun in einem völlig anderen Licht erscheinen. Deutsche Medien spekulierten bereits, ob die Stasi Ohnesorgs Erschiessung womöglich in Auftrag gab, um die Proteste im Westen anzuzünden. In der Akte findet sich dafür allerdings keinerlei Anhaltspunkt.

## **Insgesamt 52 000 Agenten**

Zwanzig Jahre nach dem Sturz der SED-Diktatur ist Deutschland durch die Entdeckung erneut darauf gestossen worden, dass die Stasi

nicht allein ein ostdeutsches Phänomen war. Auch die alte Bundesrepublik war von Ostagenten durchdrungen. Mindestens 12 000 Westdeutsche arbeiteten für den Staatssicherheitsdienst, bis zu 40 000 DDR-Bürger agierten zusätzlich undercover im Westen. Der bekannteste von ihnen, Günter Guillaume, brachte es bis zum persönlichen Referenten des früheren Bundeskanzlers Willy Brandt.

Dass darüber in Deutschland eher selten geredet wird, hängt nicht nur damit zusammen, dass sich die Stasi-Spionageverwaltung HVA 1990 unkontrolliert selbst auflösen durfte. Zu praktisch allen prominenten Westpolitikern wurden die früher existierenden Aktenvorgänge vernichtet. Mindestens ebenso bedeutend ist eine deutliche Blockade des Establishments, sich den vielfältigen Formen der Kumpanei mit den DDR-Diktatoren selbstkritisch zuzuwenden. Kaum einer redet zum Bei-

spiel darüber, dass der frühere Bundeskanzler Gerhard Schröder und der letzte DDR-Staatsratsvorsitzende Egon Krenz ebenso per du waren wie der heutige Linken-Vorsitzende Oskar Lafontaine und der SED-Parteichef Erich Honecker. Die Spitzen von CDU und SPD lehnen es bis heute ab, den Einwirkungen der Stasi auf den Deutschen Bundestag nachzugehen. Weder Parteien noch Gewerkschaften noch Ministerien haben je einen Versuch unternommen, ihre eigenen Stasi-Verstrickungen historisch aufzuarbeiten. Dabei gibt es nicht erst seit dem Fall Kurras reichlich Anlass, sich dem Thema zuzuwenden. Die «Arbeit im und nach dem Operationsgebiet», wie die Stasi den Westen nannte, hatte in Ostberlin höchste Priorität. Bei den Kollegiumssitzungen, auf denen die Stasi-Führung ihr Vorgehen beriet, stand sie regelmässig auf der Tagesordnung.

### Wahlmanipulation durch Stasi-Schergen

In Aktionismus verfiel die Stasi immer dann, wenn in der Bundesrepublik Wahlen anstanden. Schon im Vorfeld beschloss sie eine Fülle geheimdienstlicher Massnahmen. Manchmal begannen ihre Wahlkampf vorbereitungen früher als in den westdeutschen Parteizentralen. So erliess Stasi-Chef Erich Mielke dreizehn Monate vor den Bundestagswahlen im September 1957 eine Direktive, derzufolge alle inoffiziellen Verbindungen in Westdeutschland zu melden waren, die eine Niederlage der Adenauer-Koalition «begünstigen», kompromittierende Unterlagen beschaffen und die inneren Widersprüche in den Koalitionsparteien vertiefen könnten. Ein Einsatzstab sollte für die «zielstrebige Steuerung vorhandener Geheimer Mitarbeiter und Kontaktpersonen in den Bundestag, in Partei- und Regierungsfunktionen» Sorge tragen. Ähnliche Festlegungen traf die Stasi-Spitze auch in späteren Jahren.

Politisch setzte die DDR-Führung vor allem auf die deutsche Sozialdemokratie. Zwei Monate vor den Bundestagswahlen 1965 ordnete Mielke zum Beispiel an, «alle Kräfte gegen die Erhard-Regierung und ihre revanchistische Politik zu mobilisieren» und «keine Massnahmen gegen die SPD oder einzelne prominente Personen aus der Führung der SPD durchzuführen». 1972 liess Spionagechef Markus Wolf den CDU-Bundestagsabgeordneten Julius Steiner sogar mit 50 000 DM bestechen, damit dieser beim Misstrauensvotum gegen den SPD-Kanzler Willy Brandt gegen den Antrag seiner Fraktion stimmte.

Gleichzeitig bemühte sich die Stasi darum, in der SPD eine linke Opposition zu organisieren, zum Beispiel bei den Protesten gegen die Nato-Nachrüstung, die vom SPD-Kanzler Helmut Schmidt entschieden verteidigt wurde. Zu diesem Zweck legte sie unter anderem fest, auf dem SPD-Parteitag 1982 «Initiativanträge zu formulieren und zu lancieren, um die Manöver der Führung zu unterlaufen».

## Deutschland

### «Aus. Feierabend»

Zu Hause auf dem Sofa mit Karl-Heinz Kurras, dem Mann, der 1967 den Studenten Benno Ohnesorg erschoss. Von Uwe Soukup

Dass Karl-Heinz Kurras immer und immer wieder mit seiner Tat konfrontiert wird, will ihm nicht in den Kopf. Das öffentliche Interesse, das seit dem Himmelfahrtstag über ihn hereingebrochen ist, verknüpft er sofort mit dem 2. Juni 1967. «Nach 42 Jahren, was soll denn das, können die uns nicht endlich mal in Ruhe lassen?», fragt sich der 81-Jährige, der im Berliner Aussenbezirk Spandau in einem Mehrfamilienhaus mit Fahrstuhl lebt. Seine Frau sitzt ihm gegenüber auf dem grünen Sofa und wiederholt laut viele meiner Fragen, damit ihr Mann sie versteht. Seit dem 2. Juni 1967 hat er daran festgehalten, nichts falsch gemacht und sich lediglich verteidigt zu haben. Im Herbst 2007 erklärte Kurras mir auf die Frage, ob er den Tod Benno Ohnesorgs bedauere: «Ich hätte hinhalten sollen, dass die Fetzen geflogen wären, nicht nur ein Mal; fünf, sechs Mal hätte ich hinhalten sollen. Wer mich angreift, wird vernichtet. Aus. Feierabend. So iss das zu sehen.»

Seine Frau empört sich, sie seien alte Menschen und krank. In der Tat, Kurras hat in den letzten Jahren gesundheitlich erkennbar abgebaut. Nach einem Sturz im Winter musste er operiert werden, er hat abgenommen, und das Laufen fällt ihm schwerer. Er hört schlecht, was sicherlich eine Folge des Schiesssports ist. «Wir haben geballert wie die Blöden», sagt er lachend.

Da, wo die Kurras wohnen, in einem gepflegten Neubaublock, seien sie geachtete Leute, erklärt die Ehefrau. «Wir haben hier Eigentumswohnungen und halten zusammen. Wir haben es uns hier sehr schön gemacht.» Niemand hier mache Fremden die Tür auf. In dem Moment klingelt es. Frau Kurras geht zur Tür und wird von einem Fernsehteam des ZDF begrüsst. Sie lehnt ab, ihren Mann zu holen, und schliesst die Tür. Wieder klingelt es, nun reicht es Kurras, er geht selbst zur Tür, so energisch er noch kann. Man wird die Bilder abends ausstrahlen: Kurras, im blauen Morgenmantel, mustert eine Kopie seines SED-Parteiausweises und bestätigt, dass er auf dem Foto zu sehen ist, mehr nicht.

Aufgewühlt kommen beide zurück ins Wohnzimmer. Konsterniert nimmt Kurras die Dokumente aus der Birthler-Behörde in die Hand und bestreitet die Vorwürfe. Ja, er habe damals so unterschrieben, wie es in



Geachtete Leute: Ex-Polizist Kurras.

seinem SED-Ausweis zu sehen ist. Doch die Bereitschaft, das Gespräch fortzusetzen, ist nach dem Zwischenfall mit dem Fernsehteam deutlich gesunken. Warum er damals geschossen habe, er sei doch nicht angegriffen worden. Erregt antwortet er: «Aus Spass!», und wiederholt seine sarkastische Antwort nach ein paar Sekunden noch einmal. Das Gespräch ist beendet.

Am nächsten Tag bricht über das Ehepaar ein Unwetter herein. Die geballte Medienmacht der Republik versammelt sich im engen Treppenhaus, bis die anderen Bewohner die Polizei rufen, die Platzverweise ausspricht. Nur Boulevardjournalisten aus dem Hause Springer gelingt es, Kurras in den nächsten Tagen auf seinen Kneipentouren abzufangen und zu begleiten. Ja, er sei Mitglied der SED gewesen. Ob er sich dafür schämen müsse?

Deutschland hat wieder ein Streit-Thema. Muss die Geschichte der Rebellion von 1968 «umgeschrieben» werden? Was bedeutet es, wenn ein Kommunist Benno Ohnesorg erschoss? Und: Hatte er einen Auftrag, Benno Ohnesorg zu erschiessen? Dieser Streit wird lange anhalten.

Uwe Soukup veröffentlichte 2007 das Buch «Wie starb Benno Ohnesorg?» (Verlag 1900, Berlin).

## Eine bessere 68er Bewegung

Wäre Kurras' Stasi-Vergangenheit früher ans Licht gekommen, wäre die Geschichte anders verlaufen. *Von Josef Lang*



*Totalitäre Vorbilder:* Demonstration am 1. Mai 1969 in Zürich.

Es ist jammerschade, wird erst jetzt bekannt, dass Benno Ohnesorgs Mörder nicht nur Westberliner Polizist, sondern auch ostdeutscher Agent war. Wäre dies bereits in den beiden Prozessen von 1967 und 1970 herausgekommen, hätte die westdeutsche 68er Linke einige Irrtümer nicht oder nicht im gleichen Ausmass begangen. Und die Linksopposition in der DDR wäre entscheidend gestärkt worden.

In keiner Neuen Linken Europas waren die antistalinistischen Kräfte so schwach und wurden die stalinistischen derart stark wie in der Bundesrepublik. Während diese in den beiden westlichen Ländern mit den reifsten politischen Kulturen, in Grossbritannien und in Frankreich, innerhalb der 68er Linken ein Mauerblümchendasein fristeten, gewannen sie in Deutschland in den siebziger Jahren einen erheblichen Einfluss. Die Tatsache, dass organisierte Teile jener Bewegung, welche die historische Aufgabe hatte, autoritäre Strukturen aufzubrechen, selber totalitäre Vorbilder besaßen, war ein nicht zu unterschätzendes politisches Handicap. Die Enthüllung der Stasi- und SED-Mitgliedschaft von Karl-Heinz Kurras hätte die Diskussion über den Charakter der DDR und des sogenannten Realsozialismus belebt und die nötige Distanz zu Diktaturen

geschaffen, die den Grundwerten der 68er Bewegung diametral widersprachen.

Eine zweite negative Auffälligkeit der Neuen Linken in Westdeutschland war ein starker Hang zur Gewalt. Dieser hatte zu tun mit der katastrophalen Fehleinschätzung, die «formale» Demokratie ginge mit dem Faschismus schwanger. Ein solcher Irrtum hat erstens zu tun mit dem Umstand, dass es viele Altnazis in der BRD sehr weit gebracht hatten. Zweitens hat er zu tun mit dem 2. Juni, dem Tag, als der Polizist Kurras den Demonstranten Ohnesorg erschoss. Und mit dem Skandal, dass Kurras beide Male freigesprochen wurde. Eine Enthüllung und damit auch Bestrafung Kurras' hätte der Faschismus-Diskussion eine andere Wende gegeben.

### Spiesser im Westen wie im Osten

Eine kombinierte kritische Auseinandersetzung mit der BRD und mit der DDR, wie sie nur wenige Trotzlisten und Libertäre führten, hätte gesellschaftlich an Breite und politisch an Tiefe gewonnen. Gemeinsamkeiten zwischen dem waffennärrischen, ordnungswütigen Kurras und seinen «volksdemokratischen» Stasi-Herren, zwischen dem Autoritarismus der westlichen und der östlichen Spiesser, wären sichtbar geworden. Die reale Erfahrung eines entfesselten BRD-Polizei-

staates wäre anders gelesen worden. Der Irrsinn einer RAF oder einer «Bewegung 2. Juni» hätte verhindert werden können.

Was hätte eine Enthüllung der Stasi- und SED-Mitgliedschaft des Ohnesorg-Mörders in der DDR selber ausgelöst? Die zahlreichen Sympathisanten der 68er Bewegung, insbesondere des aus Ostdeutschland stammenden Rudi Dutschke, hätten einen Angelpunkt für ihren Widerstand gefunden. Ihre Unterdrücker, die in heuchlerischer Manier im Juni 1967 den Trauerkonvoi von Berlin nach Hannover passieren liessen, wären politisch noch stärker am Pranger gestanden als die Westberliner Behörden. Wenn es diesem Widerstand gelungen wäre, den Winter 1967/68 zu überstehen, wäre er durch den Prager Frühling im Osten und den Pariser Mai 68 im Westen beflügelt worden. Das hätte nicht zuletzt Dubcek gegenüber Breschnjew gestärkt. Auf jeden Fall hätte die Linksopposition in der DDR – mit der Hilfe einer ostkritischeren West-Linken – eine Glaubwürdigkeit gewonnen, die zwei Jahrzehnte später eine sozialere und rücksichtsvollere Ausgestaltung der Wiedervereinigung ermöglicht hätte.

Und was wären die Folgen einer frühzeitigen Enthüllung der Stasi- und SED-Mitgliedschaft Kurras' in der Schweiz gewesen? Die Zahl der DDR-Fans und Moskau-Pilger war unter den Schweizer Neulinken nie hoch. Allerdings war auch der Anteil der bewussten Gegner der Ost-Diktaturen innerhalb der 68er Bewegung kleiner als in Frankreich oder in Grossbritannien. Wäre 1967 oder 1970 bekanntgeworden, dass der Ohnesorg-Mörder zu jenen gehörte, die die DDR das «bessere Deutschland» fanden, hätte dies das antistalinistische Bewusstsein geschärft. Wohl früher eingesetzt hätte ein Bewusstwerden der Bedeutung liberaldemokratischer und rechtsstaatlicher Errungenschaften – unabhängig vom Wirtschaftssystem.

Wäre frühzeitig herausgekommen, wer Kurras war, hätte das die 68er Bewegung besser gemacht. Ihr emanzipatorisches Potenzial hätte sich stärker entwickeln können. Ihre (selbst)zerstörerischen Anlagen hätten nie so viel Schaden angerichtet, wie sie es im Deutschen Herbst von 1977, zehn Jahre nach dem ersten Kurras-Prozess, taten.



**Josef Lang** ist Historiker und Nationalrat der Alternative Kanton Zug.



Die Stasi verfügte in der Bundesrepublik über ein umfangreiches Netz an Inoffiziellen Mitarbeitern (IM) und Kontaktpersonen. Im Bereich der politischen Parteien wurden bislang über 120 Agenten bekannt, darunter 8 Bundestagsabgeordnete. Ausser Steiner gehörten dazu unter anderem der FDP-Politiker William Borm, der CDU-Mann Hans-Adolf Kanter, die SPD-Abgeordneten Joseph Braun und Paul Gerhard Flämig sowie der deutschlandpolitische Sprecher der Grünen Dirk Schneider.

Informationen aus Parteien und Behörden lieferten auch weniger Prominente. Mit der sogenannten Romeo-Methode warb die Stasi zahlreiche Sekretärinnen an, zu denen ein männlicher Agent gezielt ein Liebesverhältnis knüpfte. In einer «Dissertation» an der Spionageschule der Stasi kann man nachlesen, wie man auf diese Weise am besten in das Bundeskanzleramt eindringen kann. Eine andere Methode war es, linke Studenten als Perspektiv-IM anzuwerben, die dann Karriere machten. Der gravierendste Fall ist der von Rainer Rupp, der 1968 am Rande einer Demonstration gegen die Notstandsgesetze von der Stasi angesprochen wurde und später – für 550 000 DM – die gesamte Militärplanung der Nato verriet.

Die inoffiziellen Mitarbeiter dienten nicht nur zur Informationsbeschaffung. Den einschlägigen Richtlinien zufolge waren die «politisch-operativen Kräfte» zugleich auf aktive Massnahmen zur «direkten Unterstützung der Politik der Partei- und Staatsführung» der DDR zu konzentrieren. Diese waren darauf gerichtet, den «Feind» zu kompromittieren und zu zersetzen, «fortschrittliche» Gruppen und Strömungen in der Bundesrepublik zu fördern und die «Entwicklung von Führungspersönlichkeiten und solchen Personen zu beeinflussen, die bei der Bestimmung der öffentlichen Meinung eine besondere Rolle spielen».

Grosse Anstrengungen zur Beeinflussung entfaltete das Ministerium für Staatssicherheit (MfS) gegenüber der FDP, die sich als verhältnismässig kleine (Regierungs-)Partei dafür besonders eignete. Zu diesem Zweck wurde etwa der Fotohändler Hannsheinz Porst eingeschleust, der als grosszügiger Mäzen bald Kontakt zu führenden Liberalen fand. Insbesondere der damalige Parteivorsitzende Erich Mende wurde von ihm «abgeschöpft» und beeinflusst. Zur Manipulation der Partei gab die Stasi sogar einen eigenen Informationsdienst heraus, der an FDP-Funktionäre verschickt wurde.

### Bundestagsreden aus Ostberlin

1960 übernahm sogar mit William Borm ein Stasi-Agent den Vorsitz der Berliner FDP. Der Politiker kam in den Bundestag und beteiligte sich später an den Protesten gegen die Nato-Nachrüstung. «Unseren Konsens», erinnerte sich Spionagechef Wolf, «hatten wir in der Ablehnung der pro-amerikanischen Adenauer-Politik gefunden, der bundesdeutschen Wiederaufrüstung und der Erkenntnis, dass eine Verständigung zwischen beiden deutschen Staaten dringend notwendig war.» Die Stasi lieferte dem FDP-Politiker Redeentwürfe und Texte für seinen Pressedienst. Wolf persönlich redigierte etwa den Entwurf einer Ansprache, die Borm im Oktober 1969 als Alterspräsident zur Eröffnung des Bundestages hielt.

Beträchtlichen Einfluss übte das MfS auch auf die Grünen aus. Eine Schlüsselrolle spielte hierbei der deutschlandpolitische Sprecher der Bundestagsfraktion Dirk Schneider. Ihm war es zu verdanken, dass die Fraktion 1984 die Auflösung des innerdeutschen Ministeriums und die Einstellung der Zuschüsse für den SED-kritischen Rundfunksender Rias beantragte. Unter seinem Einfluss machten sich Grünen-Politiker wie Otto Schily oder Antje Vollmer auch die sogenannten Geraer Forde-

rungen Honeckers zu eigen, denen zufolge DDR-Bürger in der BRD wie Ausländer behandelt werden sollten. In einer streng geheimen Information stellte die Stasi zufrieden fest: «Vorliegende Angaben aus Führungskreisen der Grünen bestätigen den sich seit Mitte des Jahres abzeichnenden Stimmungsumschwung in der Bundestagsfraktion der Grünen hinsichtlich ihrer Haltung zur DDR.»

Auch in der westdeutschen Studentenbewegung war die Stasi zahlreich. Vor allem im Sozialistischen Deutschen Studentenbund (SDS) und in den Republikanischen Clubs (RC) gab es eine Reihe von IM in «Schlüsselpositionen». Zu ihnen gehörten unter anderem der frühere Westberliner SDS-Landessekretär Walter Barthel, das ehemalige SDS-Bundesvorstandsmitglied Dietrich Staritz sowie der Chefredaktor des linken *Berliner Extra-Dienstes* Carl Guggomos, der von der Stasi mit Artikeln und Geld versorgt wurde. Ganze Ausgaben und Serien seines Blattes stammten vom Staatssicherheitsdienst. Vor allem bei der Kampagne gegen den Verleger Axel Springer, aber auch bei den Protesten gegen die Bundespräsidentenwahl 1969 in Westberlin mischte die Stasi massiv mit.

Bis heute sind die Einwirkungen des Staatssicherheitsdienstes auf die alte Bundesrepublik nicht gründlich aufgearbeitet. Insbesondere der Einfluss auf SPD und Gewerkschaften, in denen die Stasi, der Anzahl der Berichte nach zu urteilen, über die besten Quellen verfügte, liegt noch im Dunkeln. Auch die Rolle «konservativer» IMs wurde nie genauer untersucht. Vielleicht kann die Aufregung über den Fall Kurras dazu beitragen, dass sich die Bundesrepublik dieser verdrängten Geschichte annimmt.

**Hubertus Knabe** ist Historiker und Direktor der Stasiopfer-Gedenkstätte Berlin-Hohenschönhausen. Vor wenigen Wochen erschien von ihm das Buch «Honeckers Erben. Die Wahrheit über die Linke».



## WER UNS KENNT, KENNT UNS VON FREUNDEN

Wir sind da, wann immer man uns braucht, mit uns kann man über alles reden, wir hören zu und wir engagieren uns. Wie unter Freunden üblich. **Schon seit 100 Jahren.** Rufen Sie uns an: 0800 242 124

**CIC** BANQUE CIC | SUISSE |

CIC – La banque des connaisseurs

Basel, Freiburg, Zürich  
Genf, Lausanne, Locarno, Lugano, Neuchâtel

[www.cic.ch](http://www.cic.ch)

100  
1909 – 2009

---

# Das Erbe des Tigers

---

**Der Führer ist tot, seine Armee vernichtend geschlagen. Doch die Strukturen der Tamil Tigers sind intakt. Seit Jahren ist die Schweiz ihre wichtigste Drehscheibe. Dank einer largen Terrorgesetzgebung bleibt sie ideales Terrain für die mit repressiven Methoden operierenden Rebellen. Von Urs Gehrig**

Gott stirbt nicht. Also kann Velupillai Prabhakaran nicht tot sein. Die Anhänger hielten dem «Sonnengott der Tamilen» auch noch die Treue, als dieser längst aufgebahrt war. Selbst Bilder des ermordeten Rebellenführers konnten viele Tamil Tigers nicht vom bitteren Ende des selbsternannten «grossen Führers» überzeugen, dem sie jahrzehntelang bedingungslos gefolgt sind. Jetzt, da Gewissheit herrscht, ist seine Gefolgschaft ohnmächtig und orientierungslos. Es wird lange dauern, bis sie den perfid orchestrierten Personenkult Prabhakarans durchschauen wird, mit dem er das tamilische Volk während 25 Jahren für den Krieg gegen die sri-lankische Regierung mobilisierte.

Die Tamil Tigers (Liberation Tigers of Tamil Eelam, LTTE) waren Prabhakarans persönliches «Kind». Angeblich inspiriert durch Napoleon und Alexander den Grossen, begann er 1976, erst 22-jährig, mit einem kleinen Kommando. Daraus erwuchs rasch eine perfekt organisierte Rebellenorganisation, die einzige weltweit, die sogar über eine kleine Luftwaffe und Seeflotte verfügte. Bis zu ihrer militärischen Vernichtung vor wenigen Tagen kämpfte sie für einen Tamilenstaat im Norden und Osten Sri Lankas (Tamil Eelam), ein hehres Ziel in den Augen vieler, welches die Tigers jedoch mit brutalsten Mitteln verfolgten.

## Vorbild Clint Eastwood

Untersetzt, dicklich und stets in fabrikneue Tarnanzüge gewandet, erinnerte Prabhakaran eher an einen lokalen Bankmanager als an einen Guerillaführer. Ausser einem vagen Hang zum Sozialismus hatte er keine kohärente politische Philosophie. Dennoch folgten ihm seine Kämpfer in fanatischer Treue.

Der bekennende Clint-Eastwood-Fan mied die Öffentlichkeit und inszenierte aus dem Hinterhalt seinen Personenkult. In Volkswesen und Gedichten liess er sich hochleben; sein Konterfei prangte von Plakaten, auf Uhren und Kalendern. Zu den zahlreichen Legenden, die um seine Person kursierten, gehört die Kapsel mit Blausäure, die er angeblich um den Hals hängen hatte, um sich mittels Freitod einer Verhaftung zu entziehen und als Märtyrer in die Geschichte einzugehen. Wie Fantômas war er ein Meister des Verwirrens und Versteckens. Tage nur vor seinem Tod, den er unverhofft durch einen Kopfschuss erlitt, ging in Colombo das Gerücht um, er habe sich in einer Unterwasserstation versteckt.

Trotz körperlicher Fülleschmückte er sich mit den Attributen seines Vorbildes, des Tigers: flink, unberechenbar und tödlich. Um sich abzuhärten, kroch er als Junge angeblich in einen Sack Ameisen. Später fiel er vor allem durch seine grausame Kampflist auf. Er verbinde die taktische Raffinesse des afghanischen Widerstandskämpfers Achhmed Schah Massud mit der Brutalität eines Osama Bin Laden und der Entschlossenheit Che Guevaras, wurde ihm von Militärexperten attestiert.

Seine wohl nachhaltigste «Erfindung» ist das mittels Sprengstoffweste ausgeführte Selbstmordattentat. «Thatkoda» (Geschenk des Lebens) nannte er diese Selbstaufopferung, für die er selbst Frauen und Kinder rekrutierte und mit der er Terrororganisationen rund um den Globus inspirierte. Mindestens 240 Selbstmordanschläge hat er befohlen, mehr als Hamas und Hisbollah zusammen. Das bekannteste Opfer ist der frühere indische Ministerpräsident Rajiv Gandhi, der 1991 ums Leben kam, als ihm eine junge Selbstmörderin einen Blumenkranz umhängte.

Letztlich blieb der kriegerische Erfolg aus. Ein Frieden ebenfalls, mangels Fähigkeit zum Kompromiss. Statt ein eigenes Land bescherte er seinem Volk nichts als Tod und Verzweiflung. 75 000 Menschen fielen dem Bürgerkrieg zum Opfer. Was bleibt, ist ein Vermächtnis des Schreckens. Sowohl bei der Propaganda als auch bei Indoktrination und perfider Gewalt hat Prabhakaran neue Massstäbe gesetzt.

Mit dem militärischen Untergang ist das letzte Kapitel der Tamil Tigers allerdings noch längst nicht geschrieben. Zwei Gründe geben Anlass zur Sorge. Erstens hat die siegestrunkenere sri-lankische Regierung nach ihrem Triumph vorerst keine Anstalten gemacht, auf die Nöte und Ängste der tamilischen Minderheit einzugehen. Viele Tamilen – in der Mehrheit Hindus – fürchten, dass auf die Niederlage der Tigers weitere Unterdrückung seitens der buddhistischen Singhalesen folgen wird.

Die zweite Sorge trägt einen Namen, den hier kaum einer kennt: Kumaran Pathmanathan (KP), Kopf der globalen Operationen der Tigers. Pathmanathan ist LTTE-Mitglied seit der ersten Stunde. Unter mindestens 23 Tarnnamen ist er in Erscheinung getreten. Seit Jahren steht er auf der «Most Wanted»-Liste der Interpol. «Pathmanathan ist der Mann, der jetzt die Fäden zieht», sagt Zachary Abuza, Professor am Simmons College in Boston. «Er überwacht die Waffenkäufer der LTTE und

kontrolliert die internationale Geldbeschaffung.» Das Netzwerk der Tigers sei auch nach der militärischen Niederlage intakt. Streng hierarchisch aufgebaut, mit Vertretungen rund um die Welt, gehörten die LTTE zu den am besten organisierten Terrorgruppen der Welt.

Kern des Tigers-Empires sind die Länder mit den bevölkerungsreichsten Tamilengemeinden: Kanada, Grossbritannien und vor allem die Schweiz mit ihren 40 000 Tamilen. «Die Schweiz ist die Drehscheibe der illegalen Tamilen-Organisation», kommt eine im März publizierte Studie der französischen Justiz zum Schluss. Demnach haben die LTTE-Drahtzieher das Geld, das meist durch erpresserische Methoden bei Tamilen in Europa und durch illegale Geschäfte beschafft wurde, in Koffern in die Schweiz transportiert, wo es auf Bankkonten deponiert worden ist.

## Klima der Angst

Verwendet worden seien die eingetriebenen Gelder hauptsächlich für Waffen und Munition, sagt Terrorspezialist Rohan Gunaratna, Autor des Standardwerks «Inside Al Qaeda». Die Schweiz habe sich deshalb zur wichtigsten Drehscheibe der Rebellen entwickelt, weil die Tamil Tigers hier im Gegensatz zur EU, wo sie als Terrororganisation gelten, nicht verboten sind. Selbst hohen LTTE-Kadern fällt es leicht, in der Schweiz ihren Geschäften nachzugehen. So hat sich offenbar auch die Nummer eins der LTTE in Europa, genannt «Il Grande», längere Zeit in der Schweiz aufgehalten.

Der Schweizer Inlandgeheimdienst bestätigt die zentrale Rolle der Schweiz im Tamil-Tigers-Netzwerk: «Die LTTE transferieren Gelder, auch solche, die im Ausland gesammelt wurden, zeitweise über die Schweiz in den südostasiatischen und arabischen Raum», erklärt Jürg Bühler, Direktor ad interim im Dienst für Analyse und Prävention (DAP), gegenüber der *Weltwoche*. «Dafür setzen sie Geldkurier ein oder verwenden informelle Geldtransfersysteme wie das in Arabien und Asien bekannte Undiyal-respektive Hawala-Banking.»

Terrorspezialist Gunaratna spricht von einer doppelten Frontstellung der Schweiz: als Umschlagplatz und Sammelstelle. «Die Schweiz ist weltweit jener Ort, an dem die Tigers am meisten Geld sammeln.» Das Bundesamt für Migration schätzt den Ertrag auf eine halbe Million Franken pro Monat. Das sind rund 50 bis 100 Franken pro Tamilenfamilie. Seit je verstehen sich die LTTE als Alleinvertretungs-



«Sonnengott der Tamilen»: Sri-lankische Soldaten transportieren den Leichnam Velupillai Prabhakarans am 19. Mai 2009 ab.

berechtigte der Tamilen und beanspruchen daher fast staatliche Gewalt über diese. «Spenden» werden in der Regel mit repressiven Methoden eingetrieben. Der Fuchtel der Tigers sind Tamilen oft schutzlos ausgesetzt.

Die Menschenrechtsorganisation Human Rights Watch hat die Machenschaften in der Studie «Funding the «Final War»» ausführlich beschrieben. Demnach führen die Tamil Tigers minutiös Buch über alle Familien in der Diaspora. Bei Hausbesuchen würden die Tamilen zum Spenden gezwungen, oft unter Androhung von Gewalt. In verschiedenen Fällen sei es zu gezielten Morden gekommen. Auch in der Schweiz sprechen Kenner der Szene von einem Klima der Angst. Wer keinen Ärger will, zahlt.

Human Rights Watch hat deshalb die Behörden aufgerufen, die Tamilen in ihren Ländern vor Belästigungen, Drohungen und Erpressungen zu schützen. Mit geringem Erfolg. Auch in der Schweiz schreiten die Behörden selten ein. «Die Grenzen zwischen einer freiwilligen Spende, der Teilnahmegebühr für ein Kulturfest oder der Aufforderung zu einer Geldzahlung bis hin zu einer durch Erpressung erzwungenen Leistung sind fließend und daher nicht genau zu beziffern», sagt DAP-Direktor Bühler. Aufgrund fehlender Anzeigen seitens der Tamilen sei die strafrecht-

liche Verfolgung erpresserischer Geldeintreibung selten möglich. Das gesammelte Geld verlasse zudem die Schweiz in der Regel sehr schnell, und sein Verwendungszweck im Ausland lasse sich kaum mehr feststellen.

Im DAP geht man davon aus, dass die LTTE trotz ihrer militärischen Niederlage weiter Geld eintreiben. Auch das Finanznetzwerk der LTTE in der Schweiz werde in absehbarer Zukunft weiterbestehen, zumal auch die internen Strukturen der Rebellenorganisation von gesammelten Geldern abhängig seien. Die Lage in Sri Lanka ändere sich zurzeit rasch, sagt Bühler. Es müsse deshalb abgewartet werden, ob und unter welcher Führung sich die LTTE wieder zu einer operativ tätigen Gruppe formieren könnten, die wiederum ihren Führungsanspruch unter den Tamilen geltend mache.

#### Flucht in die Schweiz

Insbesondere Secondos sind in den letzten Wochen durch radikale Äusserungen und einzelne Gewaltakte aufgefallen. Von einem akuten Gewaltpotenzial extremistischer Tamilen in der Schweiz geht der DAP jedoch nicht aus. «Die letzthin verzeichneten Gewalttaten bei Manifestationen beurteilen wir noch nicht als Vorzeichen einer gewalttätigeren zweiten Generation, sie waren eher spontaner Natur»,

sagt Bühler. Er räumt aber ein, dass die Lage innerhalb der tamilischen Gemeinschaft zurzeit unübersichtlich sei.

Sollten sich die Tigers-Anhänger in der Schweiz radikalieren, hat man im Inlandgeheimdienst klare Vorstellungen von möglichen Zielen: Im Vordergrund stünde «Gewalt nach innen und gegen sri-lankische, indische und allenfalls internationale Interessen», so DAP-Direktor Bühler. Eine Verschärfung der Situation könnte sich durch die Einreise von führenden LTTE-Kadern ergeben, welche sich durch Flucht der Gefangennahme in Sri Lanka zu entziehen versuchen. Für drei hochrangige LTTE-Exponenten seien schon vor einiger Zeit Einreiseverbote verfügt worden. Bei Anzeichen von Absetzbewegungen werde geprüft, ob weitere Verbote beantragt werden müssten.

«Einreiseverbote verhindern aber nicht, dass diese Personen ein Asylgesuch einreichen können», gibt Bühler zu bedenken, «so auch direkt in Sri Lanka.» In den letzten Jahren hat sich die Zahl der tamilischen Asylsuchenden in der Schweiz jeweils verdoppelt. 2008 lag sie bei 1262. In den vergangenen Monaten der heftigen Kriegswirren habe die Botschaft in Colombo erneut einen starken Anstieg registriert, so Bühler. «Wir haben derzeit keine Hinweise, dass dieser Trend abnimmt.» ○

# «Es ging sackgrob zu und her»

Sie gehören zu den bedeutendsten Schwyzer Familien und erlangten als Söldner Weltruhm. Niklaus von Reding über seine liebsten Vorfahren. *Von Andreas Z'Graggen und Dan Cermak (Bild)*

**Herr von Reding, wo kommen eigentlich die Reding her?**

Sicher weiss man das nicht, wohl von Biberegg, in den alten Katastern gibt es eine Redingburg, wo heute die Redingkapelle und das Pfrundhaus im Besitze unserer Familie sind. Vielleicht waren sie Meier, also Verwalter. In einem Schandgedicht über die Schwyzer aus dem 14. Jahrhundert wird von einem Reding berichtet, der zwei fette Stiere heimführte. Wer sich Stiere oder Ochsen leisten konnte, war nicht arm. Die erste bedeutende Person, nach bereits sechs Reding-Landammännern vor 1413, war natürlich der Ital Reding. Er war Landammann, Bannerträger und Schiedsrichter unter den Eidgenossen, konnte Lateinisch und hatte ein Siegel, war also jemand. Im Alten Zürichkrieg (1436–1450) führte er die Innerschweizer an.

**Und liess in Greifensee 62 Gefangene köpfen. Offenbar war dieser Ital Reding eine recht blutrünstige Figur.**

Meine Tochter Claudine, die in Rüti ZH zur Schule ging, wurde von Mitschülern getreten, nachdem der Lehrer Ital Reding als üblen Wüterich bezeichnet hatte. Wir sehen das etwas anders. Reding war ein weitsichtiger Politiker. Er realisierte, dass Zürich nach Osten drängte, Richtung March und Höfe – Interessengebiet der Schwyzer. Da es wegen der gemeinsamen Schirmvogtei über das Kloster Einsiedeln und des Erbes der Grafen von Toggenburg eh schon Streit gab, kam es zum Krieg mit Zürich. Mit Hilfe der übrigen Eidgenossen siegten die Schwyzer über die Zürcher, und seither gehören March und Höfe zu Schwyz.

**Ihre Familie war extrem dominant in Schwyz, mit ihrem Reichtum, mit all den Ämtern. Kam es da nicht auch zu Konflikten mit der Bevölkerung?**

Es gab nicht nur die Reding, da waren auch die Ab Yberg, die Schorno, Nideröst, Betschart et cetera. Doch Streit gab es schon, manchmal ging das sackgrob zu und her.



«Wichtig war vor allem, eigene Regimenter zu haben»: Freiherr von Reding im Palais Schmiedgasse.

## Schweizer Adel

# Von Reding

## Die wichtigste Familie des Urkantons Schwyz.



Schwyz war der wichtigste der Urkantone, und die von Reding waren in Schwyz die wichtigste Familie. Von Ital Reding, Landammann, und seinem Sohn, dem Anführer der Schwyzer im siegreichen Alten Zürichkrieg, bis zu Alois Reding, dem ersten Landammann der Helvetik: unentwegt Reding, 500 Jahre lang.

Sie waren Gerichtsherren, Landschreiber, Vögte in gemeinen Herrschaften, Gesandte und vor allem Regierungschefs – immer wieder wurde ein Reding Landammann: ohne Politik keine Macht und ohne Macht kein Geld. Politik war die Basis des Geschäfts, und das Geschäft waren, vor allem im 17. und 18. Jahrhundert, die fremden Kriegsdienste. Nur wer Macht hatte, konnte Söldner anwerben oder ganze Regimenter den kriegerischen europäischen Herrschaften anbieten, in Flandern, Bayern, Savoyen, Österreich, Italien und Spanien, wo die Reding zwei Regimenter gleichzeitig hatten. Hauptkunde aber war der französische König. Bis zum Untergang: Als Offizier von dessen Schweizer Garde starb ein Reding im Kampf gegen die Revolutionäre.

Kriegsdienste, Vogteien, Ländereien und lukrative Heiraten – all das brachte viel Geld ein. Im Verhältnis zur übrigen, meist sehr armen Bevölkerung müssen die Reding enorm reich gewesen sein. Das sieht man schon an ihren prächtigen Palais Schmiedgasse, Ital-Reding-Hofstatt, Grosshus in und um Schwyz. Bis zum Untergang der alten Eidgenossenschaft 1798 herrschten selbst in den Landsgemeinde-Kantonen wie Schwyz oligarchische Verhältnisse. Nur gelegentlich rebellierte das Volk gegen seine Herren. Erst 1848 wurde alles anders. Aber auch da war wieder ein von Reding dabei, Nazar: als Präsident des kantonalen Verfassungsrats, Landammann und später Ständerat – wie so oft bei «les bons et fidèles services que ceux de la famille Reding» (Ludwig XIII.). (az)

Ende des 18. Jahrhunderts kam es sogar zu einem Aufstand gegen die Reding. Konflikte gab es meist wegen ausstehender Soldzahlungen. Der französische König war pleite, so mussten die Reding das Geld aufbringen, bis sie keines mehr hatten. Einige verarmten deswegen. Manchmal verbot die Landsgemeinde das Anwerben von Söldnern, falls nicht bezahlt werde. Gleichzeitig sagte der König: «Ohne Söldner brauchen wir euch Reding nicht.» Gelegentlich wurde ein Reding verprügelt oder musste fliehen, um dann später wieder zum Landammann gewählt zu werden. Irgendwie hatten sie doch Macht, und man brauchte sie auch, weil nicht viele für all die öffentlichen Funktionen in Frage kamen.

**Welchen Titel könnten Sie tragen?**

Freiherr.

**All den herrlichen Landsitzen rund um Schwyz nach zu schliessen, war das Geschäft mit den Söldnern ziemlich lukrativ.**

Man hatte auch andere Einnahmequellen wie Vogteien, Landwirtschaft oder sonstige Geschäfte, etwa Bergbau. Aber bedeutend war das Söldnerwesen schon. Wichtig war vor allem, eigene Regimenter zu haben.

**Und die hatten die Reding?**

Ja, in Venedig, Savoyen, in Deutschland, in Neapel. Weil der König beider Sizilien später König von Spanien wurde, gab es dort zwei Reding-Regimenter. Sie kämpften sogar mal gegeneinander, auf napoleonischer und auf bourbonisch-spanischer Seite, bei der Schlacht von Bailén 1808.

**Zentral aber war vor allem Frankreich?**

Obschon wir im Alten Zürichkrieg gegen Österreich waren, kämpften die Reding später für die Habsburger gegen die Türken. Aber Sie haben schon recht, wir waren besonders eng mit Frankreich verflochten. Eine Kriegsgurgel könnte man Landammann Wolf Dietrich nennen. Er nahm an 22 Schlachten teil. Rudolf von Reding, Regimentsoberst und Landammann, wurde 1585 vom französischen König geadelt, ein anderer, Landammann Josef Anton, erwarb in den Cevennen eine Baronie. Es gibt immer noch Leute in einigen Ländern Europas mit dem Namen Reding, aber man weiss nicht immer, ob sie wegen des Regiments so heissen oder Nachkommen eines Reding sind. Nicht nur für meine Familie, auch für Schwyz und vor allem die armen Bauernsöhne hier war das Soldgeld aus Frankreich wichtig. Aber zu weit ging die Franzosenliebe doch nicht. Als mein Grossvater eine französische de Bonstetten heiratete und sich sein Schwiegervater einbürgern lassen wollte, musste er das in Solothurn-Rüttenen tun, weil die Schwyzer keinen wollten, der nicht einmal Deutsch verstand. Überdies war es ein Reding, Alois, der in Rothenthurm die Schwyzer 1798 ge-

gen die französischen Revolutionstruppen anführte.

**Dieser Alois Reding kämpfte wohl nicht nur gegen die Franzosen, sondern auch gegen die neuen, revolutionären Strömungen, die von Frankreich ausgingen?**

Vielleicht, obschon mein Vater immer sagte, der Alois habe eine soziale Ader gehabt. Das war wohl etwas übertrieben, wobei die Reding durchaus gebildete und aufgeklärte Leute waren. Sie gründeten nach 1800 Bibliotheken und Lesegesellschaften, Schulen und Sparkassen. Gleichzeitig waren sie sehr kon-

**«Bedeutend war das Söldnerwesen schon. Wichtig war vor allem, eigene Regimenter zu haben.»**

servativ und vor allem katholisch. Ein Sohn dieses Alois führte im Sonderbundkrieg die Schwyzer an, mein Grossvater, Regierungs- und Ständerat, war ein vehementer Vertreter der Katholisch-Konservativen Partei.

**Welche Reding sind Ihnen die liebsten?**

Sicher Ital und Rudolf, dann die Krieger Theodor Anton und seine vier Söhne Theodor, Nazar, Alois in Spanien und Rudolf in Frankreich. Dieser wurde als Hauptmann der Hundert-Schwyz-Garde 1792 in Paris vom Pöbel ermordet. Besonders aber war Nazar, 1806–1865, er wirkte in praktisch allen Ämtern und wird als politischer Baumeister des Kantons Schwyz bezeichnet. Auch dieser Herr hier an der Wand, ebenfalls ein Rudolf, ein intelligenter, charmanter Lebewann, einst zu einflussreicher Generalsekretär der SRG und grosser Jäger, der in Indonesien von einem Waran gefressen wurde. Eine interessante Person war meine Tante Marguerite, die von 1923 bis 1953 als Ordensschwester in China lebte und Schulen und Waisenhäuser begründen half. Erwähnen möchte ich auch die EU-Kommissarin Viviane Reding, die zwar Luxemburgerin ist, aber als echte Reding aus Schwyz stammt.

**Was bedeutet Ihnen Ihr Name?**

Ein schöner Name, es macht durchaus Freude, so zu heissen, ist aber auch verpflichtend. Hier in Schwyz wird man als Reding noch immer etwas anders behandelt – man gehört zu den «Mehrbesseren», man erwartet von uns einfach mehr. Vielleicht schaut man uns auch etwas kritischer an. Doch wie auch immer: Meine acht Geschwister und ich wurden zwar ohne jeglichen Dünkel erzogen, aber irgendwie in der Verpflichtung, der Herkunft gemäss ein anständiges Leben zu führen.

In der jeweils letzten Ausgabe des Monats porträtiert die *Weltwoche* ein Abkommen eines grossen Schweizer Adelsgeschlechts. **Bisher erschienen:** Die Geschichte der eidgenössischen Führungseliten (Nr. 10/2009), Gaudenz von Salis (Nr. 18/2009)

# Kopf der Mannschaft

Mit seinen Auftritten im Champions-League-Studio des Schweizer Fernsehens ist Gilbert Gress endgültig zur Kultfigur geworden. Hinter der Rolle des Fussballclowns verbirgt sich ein Besessener, der sich nichts mehr wünscht, als nochmals eine grosse Mannschaft zu trainieren. *Von Barbara Lukesch*

Gilbert Gress eilt in die Empfangshalle des Schweizer Fernsehens und begrüsst die Rezeptionistinnen mit einem strahlenden «Hallihallo!» Es ist Mittwochabend, auf dem Programm steht die Champions League, die Gress gemeinsam mit Andy Egli kommentiert. Der Elsässer ist blendender Laune, kommt er doch direkt aus seiner Heimatstadt Strassburg, die kürzlich ein rauschendes Fest feierte, das ihm galt: Heuer jährt sich der Meistertitel von Racing Strasbourg zum dreissigsten Mal. Gress war der Baumeister des Erfolgs und hatte Spieler wie Raymond Domenech, Trainer der französischen Nationalmannschaft, oder Arsène Wenger, Coach von Arsenal London, entdeckt. Strassburg lag ihm damals zu Füssen, und Strassburg verehrt ihn noch heute. So hat es der Mann gern, der sich selber für einen der überragenden Fussballtrainer der Welt hält.

In der Festschrift füllen die Bilder seiner Person nahezu das ganze Heft. Er liest eine Textpassage vor, in der ihn ein Fan von damals mit einem Gott gleichsetzt. Der Schalk sitzt ihm in den Augen, als er mit kokettem Unterton fragt: «Gäll, jetzt meinen Sie, ich sei grössenwahnsinnig?» Aber es sei wirklich verrückt gewesen. Kam er zu einem Klub, war dessen Kasse leer. Ging er wieder, waren die Zuschauerränge besetzt und die Kasse gefüllt. Das sei bei Strassburg so gewesen, und bei Neuchâtel Xamax ebenfalls. «Ich habe die Menschen glücklich gemacht mit meinem Erfolg, für den ich sehr hart gearbeitet habe.» Man glaubt ihm aufs Wort. Unvergesslich jene Szenen, in denen der eher zierliche Mann am Spielfeldrand hin und her rannte, schrie, fluchte, tobte wie ein Berserker. Es gab Zeiten, da musste er vor den Spielen Tranquilizerschlucken. Gressschwelgt gern in den Erinnerungen an die guten alten Zeiten. Als eine Gruppe von Besucherinnen durch die Empfangshalle des Fernsehens geführt wird, werfen die Frauen ihm interessierte Blicke zu, die er erwidert.

Jetzt aber ist Champions League angesagt, und diesmal ist es Andy Egli, der alles gibt: Namen, Daten, Resultate, Vergleiche und Analysen. Einem Musterschüler gleich trägt er sein gesammeltes Wissen vor, beflissen, eifrig. Seine Stirn liegt in tiefen Falten. Egli, einst National- und Bundesligaspieler, ackert und arbeitet im Studio. Gress lässt dem jüngeren Kollegen den Vortritt. Er wirkt entspannt, seine Körperhaltung zeugt von Gelassenheit, sein Lachen hat Charme. Während sich Egli durchtankt, spielt Gress den eleganten Pass.



«Die Haare mach isch selber»: Trainer Gress.

Egli redet viel, Gress erstaunlich wenig. Der 68-Jährige hat die Ausstrahlung eines Menschen, der in sich ruht. Eines «Grand Monsieur» auch, wie ihn Rainer Maria Salzgeber, einer der beiden Moderatoren der Champions-League-Abende, gern nennt.

## Der lustige Mann aus dem Fernsehen

Gress ist aber auch ein komischer Kauz, der zu Schmunzeln, manchmal gar Gelächter Anlass gibt. Das fängt an, wenn er im Studio in Lederjacke und Ringelpulli aufkreuzt und so aussieht, als käme er direkt aus dem Rotlichtviertel von Marseille. Dann seine Frisur, jene legendäre weisse Mähne, deren Scheitelpunkt auf dem Hinterkopf liegt. Die ist ihm so heilig, dass er nicht einmal die Visagistinnen des Fernsehens an sie heranlässt. Vergisst sich eine und greift zum Kamm, tönt es umgehend: «Die Haare mach isch selber.» Wie mag er wohl aussehen, wenn er morgens ungekämmt aus dem Bett steigt? Und dann nach seiner Brille greift, jenem rund dreissig Jahre alten Modell, bei dem die Gläser fast so gross sind wie Untertassen. Dazu kommt sein Dialekt, eine höchst individuelle Mischung, irgendetwas zwischen Französisch, Elsässisch, Schwäbisch und Schweizerdeutsch. Die Kinder von alt Nationalgoalie Jörg Stiel, dem dritten Champions-League-Experten, finden den Mix so cool, dass sie

ihren Vater bestürmen, so zu reden wie Gress. Noch lustiger wird es, wenn Gress es mit der Technik zu tun bekommt. Unerreicht jene Geschichte, als er auf dem Weg zu seinem ersten Trainingslager mit der Schweizer Nationalmannschaft in der Eile statt sein Mobiltelefon die Fernbedienung seines Fernsehers einpackte. Den Umgang mit dem Computer hat er gar nicht erst gelernt, per E-Mail kann er nicht kommunizieren. Auch dem Versenden und Empfangen von SMS verweigert er sich konsequent. Wer etwas von ihm will, muss ihn anrufen oder ihm einen Brief schicken.

Das kann zu Problemen führen. So geschehen bei der Fernsehsendung «Der Match», wo Gress als Trainer der Prominenten mitwirkte. Während die anderen Teilnehmer per E-Mail informiert wurden, wandte er sich wiederholt an seinen Assistententrainer Urs Schönenberger und klagte, er wisse diesen Termin nicht und habe jene Info noch nicht erhalten. Das fand er selber überhaupt nicht lustig, Gress ist bei aller Komik ein Mensch, der alles sehr ernst nimmt. Insbesondere in seiner Rolle als Trainer verstand er nach Aussagen ehemaliger Spieler gar keinen Spass. Arne Stiel, Bruder von Jörg und während eines Jahres bei Servette Genf Aussenverteidiger unter Gress, sagt: «Er ist ein Schinder, der unheimlich viel von den Spielern verlangt. Disziplin geht ihm über alles.» Das habe beim Essen angefangen. Käse zu den Spaghetti seien des Teufels gewesen, das Höchste der Gefühle war eine fettlose Tomatensauce. Als er sich einmal erlaubt habe, ein Stück Weissbrot mit Olivenöl zu beträufeln, habe Gress zwar geschwiegen, ihm zwei Wochen später nach einer mässigen Leistung aber vorgehalten: «So wie Sie essen, Arne, können Sie gar nicht gut spielen.» Ein Lob habe er ihm, der immerhin die gesamte Saison im Einsatz stand, nur ein einziges Mal gespendet.

Als er erfuhr, dass Arne Stiel keinen Fernseher besass und daher nicht jedes Europacup-Spiel anschauen konnte, sei Gress «fast durchgedreht». Man lerne durchs Zuschauen, habe sein Credo gelautet, das er sein Leben lang beherrigte. Sitzt Gress doch Tag und Nacht vor dem TV-Gerät und verfolgt am liebsten den französischen Fussball.

Unter den Spielern schätzte er Typen wie den Deutschen Uli Stielike, einem Ausbund an Kampfgeist und Arbeitsmoral. Urs Schönenberger sagt: «Gress wollte immer Leute mit Power, alle anderen hatten es schwer bei ihm.» Seinem hohen Anspruch blieb er auch treu, als

er die Prominentenauswahl für die Fernsehserie «Der Match» trainierte. Renato Tosio, ehemals Eishockey-Goalie beim SC Bern, staunte nicht schlecht, als er realisierte, dass «das alles andere als eine Plauschwoche wurde, an der wir nicht viel zu lachen hatten». Gress habe einen enormen Ehrgeiz an den Tag gelegt und mit ihnen so hart gearbeitet, als «ginge es um den Europameistertitel». Manchmal habe sein Verhalten ans Absurde gegrenzt, so Tosio, und er habe sich gefragt, ob Gress jetzt Ernst mache oder nur einen Spass. Sogar beim Essen blieb Gress seiner puristischen Linie treu. Als eines Tages Gurkensalat aufgetragen wurde, eine für Sportler schwerverdauliche Speise, beschimpfte er die Serviertochter und liess sie das Ärgernis umgehend entfernen.

Gress verliess mit vierzehn die Schule, weil er längst wusste, dass er Profifussballer werden wollte. Als Neunzehnjähriger setzte er seine Absicht bei seinem Lieblingsklub Racing Strasbourg in die Tat um. In seiner Karriere als Spieler, er trug in der Regel die Nummer 7 oder 8 und war gemäss eigenen Worten «der Kopf der Mannschaft», wurde er zweimal mit Olympique Marseille französischer Meister und einmal mit Strasbourg Pokalsieger. Zu seinen grössten Erfolgen als Trainer gehören die Meistertitel mit Racing Strasbourg (1979) und Neuchâtel Xamax (1987 und 1988), dazu der Gewinn des Schweizer Cups mit dem FC Zürich

im Jahr 2000. Gress, sagt Arne Stiel, ist «ein Verrückter». Er liest nie ein Buch, weil ihm dazu die Musse fehlt. Ferien empfindet er als lästige Unterbrechung seines Alltags, und wenn er mit seiner Frau einmal auswärts essen geht, was selten genug geschieht, muss sie stets damit rechnen, dass ein Fremder ihren Mann anspricht und mit ihm zu fachsimpeln beginnt. Béatrice Gress, seit 44 Jahren mit ihm verheiratet, ist eine Ehefrau, die ihre eigenen Bedürfnisse immer weit hinter jene ihres Mannes zurückgestellt hat. Das ging so weit, dass sie sogar einwilligte, die gemeinsamen Kinder von ihren Eltern aufziehen zu lassen, um ihren gestressten Mann nicht zusätzlich zu belasten. Gress selber schilderte diesen Moment seines Lebens einmal so: «Unsere Tochter war gerade zur Welt gekommen und schrie jede Nacht. Sie schrie Mittwochnacht, Donnerstagnacht, ja, und ich hatte am Sonntag ein Spiel und konnte nicht schlafen. So haben wir sie am Samstagabend zu den Schwiegereltern gebracht und wollten sie eigentlich nach dem Spiel wieder abholen. So war es vorgesehen. Plötzlich aber ergab es sich so, dass sie blieb. Und unser Sohn wuchs dann auch dort auf.» Gress sagt heute: «Meine Frau zahlte einen hohen Preis dafür, dass ich Karriere machen konnte.»

Jetzt steht dieser fussballbesessene Mann ohne Klub da. Hält hin und wieder einen Vortrag, wird mal eingeladen, in einem Spiel mit

seinem prominenten Fuss den Ankick zu machen, trifft sich mit Freunden zum Tarot-Kartenspiel. Seit dem 1. März ist er zudem in einem Werbespot für Totogoal von Swisslos zu sehen, in dem er umgeben ist von Menschen, Alten und Jungen, Männern und Frauen, die mit ihren langen weissen Haaren alle so aussehen wie Abziehbilder von ihm. Gress, die Kultfigur – seine Frisur ist schon zu Lebzeiten Legende.

### Höflich, eitel, unglücklich

Gress' Bekanntheitsgrad dürfte inzwischen so gross sein wie jener von Bundesräten. «Er ist ein Sympathieträger», sagt Bernard Thurnheer, «der vor allem deshalb so gut ankommt, weil er sich nie auf Kosten anderer lustig macht, sondern nur über sich selber.» Was ist dieser Monsieur Gress, der entgegen den Gepflogenheiten im Fussball mit allen per Sie verkehrt, bloss für ein komischer Vogel! Er ist ein ausgesprochen höflicher, aber auch ein überaus eitler, sehr eitler Mann und geniesst seine Popularität: «Es ist wirklich wahnsinnig, wie sich das alles entwickelt hat.» Richtig glücklich ist er trotzdem nicht. Dazu fehlt ihm eine Mannschaft, die er trainieren kann. «Alex Ferguson, Giovanni Trapattoni, Otto Rehhagel und Luis Aragonés sind alles Männer um die siebzig, die ihren Job super machen. Da kann ich es ja wohl auch noch mal packen.» ○

			<b>Für Bio und Fairtrade.</b>		
	<b>Für die tiefsten Preise.</b>				
				<b>Für echt Schweizerisches.</b>	
		<b>Für alles an einem Ort.</b>	 <b>Für mich und dich.</b>		

# «Ich habe nie etwas verheimlicht»

Nach ihrer Dopingsperre hat sich Martina Hingis aus der Öffentlichkeit zurückgezogen. Im Interview spricht die ehemalige Nummer eins im Tennis zum ersten Mal seit dem dramatischen Ende ihrer Karriere über diese schwierigen Zeiten und ihr neues Leben. *Von Andreas Kunz und Tom Haller (Bild)*

**Frau Hingis, wo haben Sie gesteckt?**

Nach der Pressekonferenz, an der ich meinen Rücktritt erklärt habe, wollte ich Abstand gewinnen und war mehr im Ausland unterwegs als daheim. Ich habe zum Beispiel in Amerika Exhibitions gespielt und natürlich meine Pferde geritten.

**Ihr letzter Auftritt in den Medien waren Paparazzi-Fotos.**

Die Geschichte um meine Dopingsperre war in der Schweiz sehr präsent. Obwohl ich mich darauf vorbereitet hatte, war diese Zeit sehr emotional für mich. Der Rückzug hat mir und meinem Umfeld gutgetan.

**Was war das Schlimmste an der Sperre?**

Mein sportlicher Erfolg, meine Leistungen waren plötzlich nichts mehr wert. Der Tennisverband hat mir für die Grand-Slam-Turniere in Wimbledon, Paris oder New York ein Platzverbot ausgesprochen. Obwohl ich Tickets gekauft hatte und zu einem Treffen aller ehemaligen Siegerinnen eingeladen war, durfte ich nicht erscheinen. Das war schon sehr hart, denn ich liebe diesen Sport noch immer.

**In Ihrer Dopingprobe wurden geringe Spuren von Kokain gefunden. Wie haben Ihre Familie und Freunde darauf reagiert?**

Ich habe sehr viel Zuspruch erhalten. Wer mich kennt, weiss, dass diese Geschichte überhaupt nicht zu mir passt. Das Wort «Kokain» war in meinem Wortschatz bis zu diesem Vorfall gar nicht präsent. Dazu wäre es auch äusserst blöd gewesen, diese Droge kurz vor einem Turnier zu nehmen. Wenn ich wirklich Lust gehabt hätte, so etwas auszuprobieren, hätte ich es gemacht und wäre dazu gestanden. Ich habe nie etwas verheimlicht. Ich will so sein und wahrgenommen werden, wie ich bin.

**Das Frauentennis ist viel langweiliger und einfältiger geworden ohne Sie.**

Das höre ich von vielen Leuten, die sagen, dass sie früher nächtelang aufgeblieben seien, um mir zuzusehen. Diese Komplimente sind immer noch sehr schön.

**Sie sind mit 16 Jahren die Nummer eins geworden. Vier Jahre lang waren Sie die beste Tennisspielerin der Welt. Wie sehen Sie diese Zeit im Rückblick?**

Ich finde es super, dass ich so früh schon so weit gewesen bin. So konnte ich auch früher wieder aufhören (*lacht*). Am Anfang war alles sehr speziell. Ich konnte ja nicht mal Englisch und brauchte ständig einen

Übersetzer. Das Rampenlicht habe ich immer sehr genossen. Ich war ja daran gewöhnt, habe mit zehn Jahren schon vor 5000 Leuten gespielt. Bei meinem Comeback war ich viel nervöser als zu Beginn meiner Karriere.

**Bedauern Sie etwas?**

Ich hätte kompromissloser und egoistischer sein sollen. Ich war oft zu lieb und wollte zu vielen Leuten alles recht machen. Es gab so viel Ablenkungen während dieser Zeit, und ich wollte neben dem Tennis immer mein Leben führen. Das hat mich von vielen anderen Spielerinnen unterschieden. Manchmal hat aber der Sport darunter gelitten.

**Was für Ablenkungen?**

Viele meiner Kolleginnen, die an den Turnieren in der zweiten oder dritten Runde ausgeschieden sind, sind abends oft ausgegangen. Ich bin aber meistens in den Halbfinal und Final gekommen. Wenn ich einmal mitgegangen bin, habe ich am nächsten Tag vielleicht noch gewonnen. Die Müdigkeit wirkte sich aber oft über mehrere Tage aus, und irgendwann hat es sich immer gerächt. Mit 16 Jahren war das noch nicht so ein Problem, da war ich ganz aufs Tennis fokussiert. Spätestens mit 18 war es ganz natürlich, dass man auch andere Bedürfnisse entwickelt wie etwa die Männerwelt. Eine feste Beziehung ist im Profisport aber praktisch unmöglich. Zumindest für uns Frauen.

**Warum?**

Die Freundinnen der Männer sind ja oft Models, die mitreisen und selber kein eigenständiges Leben führen. Das ist bei einem männlichen Partner schon schwieriger.

**Gab es für die Frauen keine Groupies?**

Leider nicht (*lacht*). Aber das wäre auch nicht gegangen, für mich muss ein gewisser Respekt gegenüber dem Partner schon da sein.

**In einem Interview haben Sie einmal gesagt, auf der Tour gebe es viel die hübscheren Männer als in der Schweiz.**

Das habe ich gesagt? Das glaube ich nicht. Mir wurde schon vieles in den Mund gelegt, was ich nie gesagt habe. Und an so einen Satz würde ich mich doch wohl erinnern!

**Spüren Sie Wehmut, wenn Sie Ihren ehemaligen Konkurrentinnen zuschauen?**

Klar, emotionslos war ich noch nie. Manchmal schaue ich mir ein Spiel an und denke, da würde ich jetzt auch mithalten. Aber man darf den Aufwand, der dahintersteckt, nicht vergessen. Ich weiss nicht, ob ich die Motivation noch hätte, täglich fünf Stunden auf

dem Platz zu stehen. Ich geniesse jetzt mein Leben, habe ein Haus, einen lieben Freund, meine Pferde und ein tolles Umfeld.

**Spielen Sie noch Tennis?**

Natürlich. Zwei-, dreimal pro Woche trainiere ich mit Junioren oder spiele gegen Freunde und Kollegen. Manchmal gibt es tatsächlich Tage, wo ich derart gut spiele, dass es schon ein bisschen weh tut, dass ich das nicht auf der Tour zeigen kann. Aber mit der Kondition hätte ich Mühe. Für mehr als einen Satz würde es wohl nicht mehr reichen.

**Bei den Frauen sind die Qualitätsunterschiede enorm. Eine Nummer 40 der Welt würden Sie doch problemlos schlagen.**

Unterschätzen Sie nicht die Physis. Der Unterschied zwischen Profis und Amateuren ist sehr gross. Im Fernsehen sieht alles immer viel langsamer aus.

**Ihre Gegnerinnen waren Ihnen schon früher physisch überlegen, und trotzdem haben Sie meistens gewonnen.**

Ich war halt kleiner und zierlicher als die meisten anderen und musste das mit meiner Technik kompensieren. Heute ist das Frauentennis aber derart physisch geworden, dass ich wohl überrollt werden würde.

**Sie haben immer vielseitiger und eleganter gespielt als Ihre Gegnerinnen und nach den Punktgewinnen oft schelmisch gelächelt.**

Ich wollte schön spielen und hatte an einem Stoppball, den die Gegnerin nicht mehr erreichte, natürlich Freude. Jemanden nach allen Regeln der Kunst auszuspielen, ist aber nur das eine. Es braucht auch Schnelligkeit, Kraft und Präzision.

**Angenehm war auch, dass Sie bei Ihren Schlägen nie gestöhnt haben.**

Das ist wahrscheinlich eine Charakterfrage. Ich war noch nie der Kraftprotz, der die Gegnerin mit Ächzen und Stöhnen in die Knie zwingt. Ich wollte vielseitig, schön und präzise spielen. Wenn ein Ball zwei Zentimeter vor der Grundlinie aufprallte, war das bei mir nie Zufall.

**Roger Federer sagt, dass er sich selber gerne zuschaut, weil er so schön spiele.**

Hat er das wirklich gesagt? (*lacht*) Das hab ich nie getan. Im Hotel habe ich manchmal die Höhepunkte des Tages geschaut, und natürlich war ich dann stolz, wenn der eine oder andere Ball von mir gezeigt wurde.

**Schauen Sie sich heute Ihre alten Spiele an?**

Ein- oder zweimal habe ich das mit ein paar Freunden gemacht. Das Problem ist, dass





«Da würde ich jetzt auch mithalten»: Sportlerin Hingis, Wallach Darconi.

ich gar nicht so viele Spiele von mir habe. Eigentlich fast nur von Wimbledon und Paris. Dort schicken dir die Veranstalter eine DVD von deinen Spielen auf dem Centre Court oder auf Platz eins.

**Sie könnten auf Youtube einfach den eigenen Namen eingeben.**

Das habe ich noch nie getan.

**Ihr Comeback war erfolgreicher, als viele erwartet hatten. Sie wurden auf Anhieb wieder die Sechstbeste der Welt. Warum hat es nicht mehr ganz nach vorne gereicht?**

Ganz einfach: weil die ersten fünf besser waren als ich. Ich war zwar nahe dran. Vielleicht aber hat mir der Glaube gefehlt. Oft habe ich einen Satz gewonnen und richtig stark gespielt – am Ende aber machten die Gegnerinnen die wichtigen Punkte. Sie waren jünger als ich, physisch stärker und vielleicht auch hungriger.

**Ist das Mentale im Tennis derart wichtig?**

Als Nummer eins der Welt habe ich viele Spiele schon in der Kabine gewonnen. Oder spätestens dann, wenn ich meine Gegnerin am Anfang ein paar Mal nach Strich und Faden ausgespielt habe. Man darf das aber auch nicht überschätzen. Ob mental stark oder nicht: Am Ende gewinnt immer die, die besser gespielt hat.

**Wurden Sie mit der Sperre der Chance beraubt, es noch einmal wirklich ganz nach vorne zu schaffen?**

Das glaube ich nicht. Es hat einfach nicht mehr gereicht. Ich wurde auch immer wieder von Verletzungen zurückgeworfen.

**Was vermissen Sie am meisten vom Leben auf der Tour?**

Die Spiele in den grossen Stadien, die Fotoshootings, Galadiners, das ganze Hollywood-Leben hat mir schon gefallen. Es war aber sehr schön, überhaupt nochmals für zwei Jahre zurückzukehren. Beim zweiten Mal konnte ich es ganz anders geniessen. Vermissen tue ich das aber nicht. Ein paar

---

**Sie könnten auf Youtube einfach den eigenen Namen eingeben. – «Das habe ich noch nie getan».**

---

Exhibitions zu spielen und manchmal einige Junioren zu coachen, genügt mir.

**Vermissen Sie nicht die Glücksgefühle nach wichtigen Siegen?**

Viele Emotionen wurden durch neue abgelöst. Natürlich ist es nicht dasselbe, vor 16 000 Menschen einen Matchball zu versenken wie mit meinem Pferd durch den Wald zu reiten. Heute aber kann ich mein Leben generell viel mehr geniessen.

**Haben Sie noch Freundinnen von damals?**

Die Freundschaften waren meistens auf die Zeit während der Turniere beschränkt. Sobald man nicht mehr spielt, ist man weg

## Doping

# Im Zweifel gegen die Angeklagte

Der Prozess gegen Martina Hingis war eine Farce. Niemand konnte ihre Schuld je beweisen. *Von Mario Widmer*



*Letzter Auftritt:* Hingis im November 2007.

Dienstag, 11. Dezember 2007, etwa um 16 Uhr, Sitzungszimmer der noblen Anwaltskanzlei Bird & Bird an der Fetter Lane in London. Ich war bereit für den Knall.

Ich bat Martina Hingis, Octagon-Chef Phil de Picciotto, den wohl bekanntesten Tennisagenten der Welt, und unseren Lead-Anwalt Mr. Tony Morton-Hooper von der Agentur Mishcon de Reya auf dem Gang: «Machen wir es kurz, verlassen wir die Verhandlung gegen Martina unter Protest. Und geben bekannt, dass der Internationale Tennisverband Martina ohne beendete Verhandlung zu was auch immer verknurren kann. Wie wir alle es hier erleben, wird sie absolut keine Chance haben. Sie wird in einer Verhandlung, die nichts anderes ist als der Versuch, ein Unrechtssystem zu legitimieren, ohne Zweifel verurteilt.»

Phil und Tony Morton-Hooper überstimmten mich. So gingen wir ins Sitzungszimmer zurück. Spielten in der Farce einen weiteren Tag brav mit. Um ein paar Wochen später zu erfahren, dass ich recht gehabt hatte. Keine Chance. Zwei Jahre Sperre.

Am 27. Juni 2007 musste Martina in Wimbledon zur Dopingprobe. Sie musste, beobachtet von der netten Frau Anne Snowball, Gattin des netten Herrn John Snowball, zwei Urinproben abgeben.

Bei der Verhandlung ein halbes Jahr später erinnerten sich die Snowballs nicht mehr an die Details. Das Protokoll hingegen bestätigte, dass die Urinproben vier Tage in Behältern gelagert wurden, die, entgegen allen Vorschriften, problemlos geöffnet und geschlossen werden konnten, ohne Spuren zu zeigen. Die Behälter wurden, entgegen den Vorschriften, in einem Kühlschrank gelagert, der nicht verschlossen werden konnte. In einem Raum, der, entgegen allen Vorschriften, indirekt durch eine Feuertür 24 Stunden am Tag von wem auch immer betreten werden konnte.

Niemand kann je beweisen, dass jene Urinproben, die winzige Spuren eines Metabolits zeigten, von Martina stammten. Tatsächlich bewies die Urinprobe nicht einmal Kokainkonsum. 150 ng des Metabolits benötigt die US Army, um bei ihren Tests ein Verfahren zu beginnen – das Vierfache der Konzentration in der Urinprobe.

Prof. Dr. Bruce Goldberger, einer der führenden Kokain-Experten der Welt, eingeflogen aus Florida, erklärte dem «Gericht» von London: «Das Abwasser Londons hat eine höhere Konzentration von Kokainspuren, wer fünf 20-Pfund-Noten abzählt, die Finger im Mund befeuchtet, wird nachher mehr Spuren im Urin haben.»

Martina wurde verurteilt, damit das Unrechtssystem überleben konnte. Von dem heute eine ganze Industrie mit öffentlichen Geldern lebt. Ein System, das den Grundsatz «Im Zweifel für den Angeklagten» nicht kennt, fast jedes aufgeklärte Rechtsprinzip umgeht.

Wir sind uns alle einig. Doping ist eine schlimme Sache. Was niemand ahnen will: Das System der Verbände, die Stars im ausufernden Kult mit den Kontrollen an der Leine zu halten, ist fast ebenso schlimm.

Die Richter von London waren freundlich. Ob der Spanier und die Luxemburgerin viel von der Verhandlung verstanden hatten, weiss ich nicht. Ich erinnere mich nicht mehr, ob sie von Martina ein Autogramm wollten. Wahrscheinlich schon. Bei Halbzeit war die Verhandlung fertig. Das Vorurteil bestimmt. Das Gericht hatte Zeit für Weihnachtseinkäufe in London. Und die Gewissheit, wieder einmal gegen hohe Spesen alle Prinzipien des Rechts brechen zu können.

**Mario Widmer** ist Berater von Martina Hingis.

vom Fenster. Ab und zu telefoniere ich noch mit Monica Seles.

**Wie sieht heute Ihr Tagesablauf aus?**

Etwa sechsmal pro Woche gehe ich morgens meine zwei Pferde reiten. Manchmal spiele ich eine Exhibition, dann bin ich wieder für zwei Wochen an meinem Zweitwohnsitz in Florida. Das Tennisleben hat

---

**«Ich habe vielleicht zweimal in meinem Leben eine Zigarre geraucht.»**

---

mich sehr geprägt. Ich halte es oft nicht länger als zwei Wochen am selben Ort aus.

**Ist Ihnen nie langweilig?**

Im Winter manchmal schon. Jetzt im Sommer unternehme ich viel, nehme zum Beispiel zweimal pro Woche Motorboot-Fahrstunden. Abends gehe ich auch gerne aus. Gestern war ich im Zirkus Knie.

**Können Sie sich unters Volk mischen?**

Obwohl ich mich daran gewöhnt habe, dass mich alle anschauen, bin ich schon lieber privat mit meinen Freunden unterwegs. Auch in einer Disco wissen es nach wenigen Minuten immer alle, wenn ich auf der Tanzfläche bin. Man muss heutzutage auch ein bisschen aufpassen, weil alle Handys haben mit Fotoapparaten. Michael Phelps hat man ja kürzlich beim Marihuana-Rauchen erwischt.

**Machen Sie denn auch Dinge, von denen es kompromittierende Fotos geben könnte?**

Nein, nein, so habe ich das nicht gemeint. Ich habe vielleicht zweimal in meinem Leben eine Zigarre geraucht. Und einmal an einer Wasserpfeife gezogen. Aber da habe ich natürlich vorher gefragt, ob wirklich nur Apfeltabak drin ist.

**Erzählen Sie mir von der wildesten Party Ihres Lebens?**

Ein paar Mal haben wir auf der Tour schon ein bisschen über die Stränge geschlagen. Vor allem wenn die russischen Spielerinnen dabei waren. Die lernen ja von Geburt an, wie man Wodka trinkt. Meistens aber bin ich sehr ruhig unterwegs. Ich genieße es, an einen schönen Anlass zu gehen, ein hübsches Kleid anzuziehen und zu tanzen.

**Können Sie mit Ihren Freiheiten umgehen?**

Manchmal habe ich vielleicht Mühe, am Morgen aufzustehen. Das erste halbe Jahr hatte ich noch grössere Probleme, mein Leben neu zu strukturieren. Ich habe auch fünf, sechs Kilo zugenommen. Kein Wunder, heute darf ich endlich alles essen, was ich will. Während zehn Jahren waren frittierte Sachen oder Pizza strengstens verboten. Erst kürzlich war ich in Belgien und habe mich dort fast nur von Pommes frites ernährt (*lacht*).

**Ihr Vermögen wird auf 60 Millionen Franken geschätzt. Sie müssen ihr Leben lang nie mehr arbeiten.**

Im Leben muss man immer etwas machen. **Haben Sie durch die Finanzkrise auch Geld verloren?**

Die hat wohl jedem ein bisschen weh getan. **Ein neuer Beruf reizt Sie nicht?**

Bisher nicht. Dazu müsste ich ja auch etwas neu lernen. Mich einfach so vermarkten, wie Boris Becker das tut, will ich aber nicht.

**Warum?**

Ich weiss nicht, ob das wirklich so erfolgreich ist, wie er immer sagt.

**Haben Sie noch Werbeangebote?**

Die meisten Verträge endeten mit meinem Rücktritt als Spielerin. Ich erhalte aber heute noch viele Angebote. Während der Sperre wollte ich mich aber zurückhalten. Nicht jedes Angebot ist es auch wert, darauf einzugehen. Schon während meiner Zeit als Spielerin gab es einige skurrile Sachen.

**Konkret?**

Der *Playboy* zum Beispiel hat mich oft gefragt, ob ich mich für Geld ausziehen würde. Das erste Angebot kam pünktlich zum 20. Geburtstag. Das letzte erhielt ich nach meinem Rücktritt.

**Wie viel hätten die gezahlt?**

Eine sechsstellige Summe wäre wohl drin gewesen. Aber bei solchen Angeboten habe ich gar nie richtig verhandelt.

**Sie sind weit herumgekommen und haben viele Persönlichkeiten kennengelernt. Wer hat Sie am meisten beeindruckt?**

Muhammad Ali und seine Tochter. Dabekam ich Hühnerhaut, als ich ihm die Hand geschüttelt habe. Er ist ja eine absolute Ikone. Ich war auch in Atlantic City beim letzten Kampf von George Foreman. Da sass ich in der ersten Reihe neben Donald Trump. Das war schon sehr cool.

**Sind Sie sich überhaupt bewusst, dass Sie selber in die Liga der Topstars gehören?**

Eher weniger. Trumps damalige Ehefrau Ivana war zwar ein grosser Fan von mir. Einmal in New York hat sie durch das ganze Restaurant gerufen: «Hey Martina, ich bin ein Fan von dir!» Dann kam sie auch ans US Open und hat mich ziemlich wild angefeuert. Ich bilde mir aber nichts darauf ein und finde meine Berühmtheit eher lustig.

**Ist Ihnen Ihr öffentliches Image wichtig?**

Ganz unwichtig ist es sicher nicht. Ich fände es schon nicht so toll, wenn die meisten Leute finden würden, ich sei eine dumme Zwetschge. Richtig kennenlernen können mich aber sowieso nur meine besten Freunde.

**Was für einen Freundeskreis haben Sie?**

Zu meinem engsten Umfeld gehören die Familie, die Leute im Tennisklub und im Reitstall und natürlich mein Freund. Ich hatte früher leider sehr wenig Zeit, um Freundschaften aufzubauen. Doch es gibt auch

viele Leute in meinem Management und bei meinen Sponsoren, die ich nun schon seit 15 Jahren sehr gut kenne. Daraus entwickeln sich Freundschaften, die über die Karriere hinaus Bestand haben.

**Sie waren mit Tennisspielern, Golfspielern oder Profireitern liiert. Sind Sie gerne im Jet-set unterwegs?**

Nicht unbedingt. Das hat sich einfach so ergeben. Ich bin sehr bodenständig. Das überrascht die Leute immer wieder. Aber natürlich freue ich mich über eine Einladung ins «Baur au Lac». Es ist doch schön, wenn man sich durch eine Leistung im Leben Privilegien verschafft. Ob man dann auch immer hinget, ist eine andere Frage.

**Sie sagten einmal, dass Sie frühestens mit 29 Jahren eine Familie gründen möchten. In ein paar Monaten wäre es so weit.**

Das muss jetzt noch nicht sein. Dafür muss man hundertprozentig bereit sein. Ich genieße lieber noch ein bisschen mein Leben.

**Ist es als berühmte, reiche und attraktive Frau nicht schwer, einen Mann zu finden, dem man vertrauen kann und der damit umgehen kann?**

Das ist doch eine gute Ausgangslage, finden Sie nicht? Wenn ich arm und hässlich wäre, würde es doch kaum einfacher sein. In der Liebe ist sowieso vieles Glück und Zufall.

**Wie haben Sie Ihren Freund kennengelernt?**

Wir kannten uns ein bisschen von früher. Dann habe ich ihn nur per Zufall im Café «Sprüngli» in Zürich wieder getroffen. Als grosser Schoggi-Fan bin ich dort schnell schwach geworden und war ein einfaches Opfer (*lacht*). Wir sind seit drei Monaten zusammen und schauen jetzt mal, wie sich das entwickelt.

**Ihr Freund hat in der Nationalliga A Tennis gespielt. Hat er eine Chance gegen Sie?**

Wir spielen sehr gerne gegeneinander, machen aber keine Matches. Das ist wahrscheinlich besser so. Wenn ich ihn als Frau schlagen würde, wäre das für die Beziehung nicht gerade förderlich (*lacht*).

**Welche neuen Ziele oder Projekte haben Sie?**

Zuerst freue ich mich sehr auf meinen Geburtstag am 30. September. Da werde ich sicher eine grössere Party machen als sonst, denn am nächsten Tag läuft meine Sperre ab. Ich durfte bisher nicht einmal mit meinen Pferden an einem Concours teilnehmen. Meine Kollegen gehen dort fast jedes Wochenende hin, und ich darf wegen meiner Sperre nicht mit.

**Das Problem vieler Spitzensportler ist ja, dass sie im Leben niemals wieder etwas so gut machen werden wie in ihrem Sport.**

Das habe ich mittlerweile begriffen. Eine professionelle Reitkarriere strebe ich also nicht an. Es fällt mir auch immer noch leichter, mit einem Tennisschläger umzugehen als mit einem Pferd. ○

## Heilige und Hure

Von Daniele Muscionico

Susan Sarandon hat immer die Nebenrolle. Die Hauptrolle spielen ihre Augen. Die Lider gehisstes Segel, weit aufgerissen, verwundet, verwundert und gerne empört. Und manchmal ist ihr Blick nach innen gerichtet, ihre Haltung fällt eine Ahnung lang in sich zusammen, das Gesicht stützt sich ab auf der Unterlippe. Dann ist sie stumm. Wie hier, 1980: Susan Sarandon bei ihrem Off-Broadway-Debüt im Zwei-Personen-Stück «A Coupla White Chicks Sitting Around Talking.» Die Kritik schrieb Hymnen, die Sarandon befand sich auf der Umlaufbahn in ein anderes Universum, Hollywood.

Dieses Bild stammt von der französischen Fotografin Brigitte Lacombe. Eine Frau mit dem Talent zur Treue, sie fotografiert Sarandon seit bald dreissig Jahren und ähnlich lang Meryl Streep, in allen Phasen ihres Lebens. Lacombe arbeitet auf dem Set für Regisseure wie Martin Scorsese, Sam Mendes, David Mamet, um nur einige zu nennen. Sie ist die europäische Version von Annie Leibowitz, leise, vorsichtig, ernsthaft, eine Fotografin, die die Stars in ein Futteral aus Licht und Atmosphäre zu hüllen scheint – während Leibowitz fotografiert, um Menschen ans Kreuz zu schlagen. Zu Heiligen erklärt oder Huren.

Susan Sarandon ist die Heilige Hollywoods – oder die Hure, je nach Perspektive – doch diese Auszeichnung hat sie sich durch eigene Anstrengung verdient. Sie ist bekannt dafür, sich für die Rechte der Homosexuellen stark zu machen und für die Linke und ihre Anliegen; sie demonstriert gegen «rassistische Fahndungsmethoden der Polizei» und für den Pazifismus – sie ist die Hollywood-Schauspielerin, die nach ihren eigenen Regeln spielt. Auch im Film. In «Pretty Baby» ist sie die Mutter einer Prostituierten, Brook Shields, in «The Hunger» eine lesbische, Catherine Deneuve begehrende Wissenschaftlerin, in «Thelma & Louise» schießt sie sich den Weg frei – um dann als Gottesbraut zu frömmeln in «Dead Man Walking».

Und bei alledem lässt sie sich von Lacombe fotografieren. Bis heute, wenn sie wieder am Broadway auftritt, im Ionesco-Stück «Exit the King». 37 Jahre lang hat sie auf dieses Comeback gewartet, drei Kinder, zwanzig Jahre mit Tim Robbins und fünf Oscar-Nominierungen später, hält sie sich an ihr eigenes Versprechen. In New York steht Susan Sarandon bis Mitte Juni auf der Bühne. Eine Frau, die keine Notwendigkeit hat, sich beliebt zu machen.

Lacombe: «Anima/Persona», Steidl-Verlag, 2009.



Verwundet, verwundert und gerne empört: Susan Sarandon, fotografiert von Brigitte Lacombe in «A



Coupla White Chicks Sitting Around Talking».

## Die totale Entzauberung

Kate Moss ist das Übermodel schlechthin. Auch, weil sie immer schwieg. Jetzt ist sie drauf und dran, ihre Aura kaputtzumachen.



*Sphinx der Modewelt:* Autobiografie-Autorin Moss.

**Kate Moss** — Man filmte sie beim Koksen. Man fotografierte sie ungeschminkt und nannte ihr Gesicht «verwittert». Man kreiste auf Paparazzibildern die Dellen auf ihren Beinen ein, versah sie mit Ausrufezeichen und befand: Ohne Photoshop wäre die längst arbeitslos. Und trotzdem. Kate Moss ist mittlerweile 35 und immer noch da. Nichts konnte der Karriere des Übermodells schlechthin schaden. Sie hat es, dieses gewisse Etwas, diese Mischung aus Schönheit, verruchter Mädchenhaftigkeit und Rock-'n'-Roll-Attitüde. Zudem kapierte sie im Unterschied zu ihren Berufskolleginnen schon von Anfang an: Interessant ist, wer sich rarmacht. Und so schwieg Moss. Sie trat nie am

Fernsehen auf, und die Interviews, die sie während der letzten zwanzig Jahre gab, lassen sich an einer Hand abzählen. Das war klug. Sie bewahrte sich so trotz ihrer medialen Dauerpräsenz stets etwas Geheimnisvolles, sie war die Sphinx der Modewelt. Jetzt ist la Moss drauf und dran, dieser Aura eigenhändig den Garaus zu machen: Vor zwei Jahren kreierte sie eine Modelinie, danach lancierte sie ein Parfüm und erinnerte mit beidem unangenehm an Britney Spears, Victoria Beckham und Kylie Minogue. Nun heisst es, sie wolle ihre Autobiografie schreiben. Sicher, wir würden sie alle lesen. Aber die Entzauberung wäre total. (bwe)

**Ferran Adrià** — Not macht ja bekanntermassen erfinderisch. Und so sieht sich auch der beste Koch der Welt, der Spanier Ferran Adrià, in der Krise nach neuen Einnahmequellen um. Sein Restaurant «El Bulli», vermuten Branchenkenner, sei eine einzige Geldvernichtungsmaschine, es wurde gar über eine Schliessung spekuliert. Auf jeden Fall will der Meisterkoch jetzt ein neues Lokal eröffnen: eine Pizzeria. Zu diesem Zweck ist er bereits nach Italien gereist, wo er in Padua und Turin



*Pizza als Haute Cuisine:* Koch Adrià.

beim Testessen des Teigfladens gesichtet wurde. Die Italiener freuen sich gar nicht über die Aufnahme der Pizza in die Liga der Haute Cuisine, sie reagieren auf den Export ihres kulinarischen Kulturguts vielmehr äusserst empört. Ob er die Pizza als Schaum servieren wolle, fragte in Anspielung auf Adriàs Molekularküche ein Pizza-Weltmeister, und ein anderer zürnte: «Ich beschäftige mich seit achtzehn Jahren mit der Pizza, und ich kriege sie immer noch nicht perfekt hin. Überhaupt hat man das Pizzamachen im Blut. Man erwacht nicht eines Morgens und ist ein Pizzaiolo, man wird als solcher geboren.» Vermutlich mögen aber die Spanier gar keine Pizza. Auf jeden Fall gibt's ja, wann immer man bei spanischen Mitbürgern zum Essen eingeladen ist, dasselbe: Paella. (bwe)

**Eva Camenzind** — Die umtriebige Moderatorin hat ein neues Projekt. Zusammen mit ihrem Kollegen aus Deutschland, Ernst-Marcus Thomas, Chefredaktor von Star TV, will sie Medientrainings anbieten. «Was hat sie denn bisher gemacht?», denkt der potenzielle Kunde und schaut auf der Website der jungen Frau nach: Tele Basel, die Sendung «Oops» auf SF,

Moderatorin bei Virus (Marktanteil 0,2 Prozent) und beim Lokalradio Energy steht da unter anderem. Und wer erinnert sich nicht an die «Ricardo Hammershow» oder sieht regelmässig «Konsum TV»? Über ihre Arbeit heisst es: «So lernt sie vom Leben Anderer und gibt dieses Wissen direkt medial an ihr Publikum weiter.» Camenzind ist aber auch regelmässig zu Gast in den leichten Spalten der Schweizer Blätter. Unvergessen die *Blick*-Schlagzeile «Ich moderierte ohne Hörschen». Nun soll es laut ihrem Geschäftspartner um «Grundagentraining für Menschen, die vor die Kamera treten müssen, über Interviewtraining bis hin zu Krisenmanagement» gehen. Man kann sich dafür kaum eine bessere Beraterin vorstellen. (das)

**Christa Rigozzi** — Sie ist ja auf allen Kanälen, die Miss Schweiz 2006. Und immer in Plauderlaune und *molto gioiosa*. Eigentlich sympathisch. Wenn da nur nicht dieser Rai-Uno-Look wäre. Zu viel Wasserstoffperoxid, zu viel Solarium, zu viel Acrylnägel, zu viel Ausschmitt. Sie hat indes mit ihrem langjährigen *amore* Giovanni Marchese ein Pendant gefunden. Bei ihm gibt's, klar, viel Gel im Haar und: gezupfte Augenbrauen. Er rücke ihnen höchstpersönlich zu Leibe, sagte er unlängst in der



**Ausgezupft:** Ex-Miss Rigozzi mit Verlobtem.

Sendung «Lifestyle» auf *Tele Züri*, er sei da ein Perfektionist. Man starrte also diese Brauen an, diese akkuraten, wie angeklebt und irgendwie verloren wirkenden schwarzen Balken, und dachte: *No*. Das geht nicht. Das ist affig. Gerade wie man so überlegte, meldete sich Signora Rigozzi zu Wort und erklärte freudestrahlend, der Giovanni zupfe also auch die ihren. Über diese Tatsache, beschloss man, sollte nicht vertiefter nachgedacht werden. (bwe)



## Ich, das kleine Rad

**Unser Kolumnist fährt zur Formel 1, wo er der Schnellste ist (bloss nicht auf der Piste). Und, tatsächlich, der Bescheidenste. Von Mark van Huissing**

Vergangene Woche war ich in Südfrankreich, der 67. Grand Prix von Monaco fand statt. Ihr Kolumnist weiss ein wenig, wie es geht in der Gegend, darf er sagen. Aber manchmal kann man lernen, sogar als MvH. Darum habe ich dieses Mal keinen Wagen gemietet, sondern einen Motorroller oder Scooter, wie die dort heissen. Diesen Rat hatte mir Erwin Bach gegeben (verbringt im Sommer viel Zeit in dem Haus von Tina Turner in Villefranche-sur-Mer). Klar, es sieht ein bisschen blöd aus, wenn ein grosser Mann auf so einem kleinen Zweirad sitzt. (Aber irgendwie sieht es auch blöd aus, wenn ein grosser Mann in einem Ferrari F430 oder Porsche 911 Carrera 4S, in denen viele anreisen, in der Schlange zwischen Cannes und Monaco immer überholt wird – von kleinen Zweirädern.)

Vergangene Woche ebenfalls, nebenbei, hatte mir die Firma Daimler einen Mercedes-Benz SLR McLaren Roadster zum Gebrauch überlassen (626 PS, zirka 332 km/h Spitze); das ist dann vermutlich das, was man «hybrides Konsumentenverhalten» nennt. Doch retour auf den Scooter (3,5 PS, 57 km/h): Ich fuhr die Strecke von Nizza, wo sich mein Hotel befand, zum Hafen von Monaco in 32 Minuten. Vermutlich wäre es nicht schneller gegangen, wenn ich den Hubschrauber genommen hätte (weil es vom Heliport in das Zentrum ebenfalls viel Verkehr gibt). Und nicht viel teurer – 435 Franken umgerechnet für den Roller. Zurzeit wollen sie eine Wochenmiete, auch wenn man ihn nur zwei Tage braucht («Vous comprenez, Monsieur?»). Und dann klagen sie, dass man

dieses Jahr rund 30 Prozent weniger Umsatz mache an der Côte d'Azur («C'est la catastrophe, Monsieur»). Ich, nur zum Sagen, klage nicht. Seit der Verleger mir die Kosten für diese Spalte nicht mehr rückerstattet, bin ich recht locker, was Geld ausgeben angeht.

Ich hatte eine Einladung zum Abendessen, auf einer Jacht. Zum Glück. «Als Mann nach Monaco zu fahren und nicht auf einer Jacht eingeladen zu sein, ist, wie als Frau in Jamaika keinen Einheimischen kennenzulernen.» (Dieser Satz ist zwei Jahre alt und von mir, aber einfach richtig, finde ich.) Als ich zur verabredeten Zeit bei «The Snapper» – 37 Meter, Trideck; gehört Edmund Jordan, einem ehemaligen Formel-1-Team-Besitzer – ankam, war niemand dort. (Die anderen waren keine Scooter-Männer, so sah es aus; ich war Gast von Champagnes Mumm.) Obwohl ich gerne *fashionably early* bin, ging ich etwas trinken und erst eine Stunde später an Bord. Man hatte in der Mehrheit Männer eingeladen (was ist los mit *le monde*, wenn man sich nicht einmal mehr auf die Franzosen verlassen kann?). Auf den anderen Booten war das Geschlechterverhältnis ähnlich, übrigens. (Die meisten gutaussehenden Mädchen oder, sagen wir, «Jachtenluder», gingen bloss die Uferstrasse auf und ab – wieder eine Männerfantasie weniger.)

Das heisst, einige gingen in das «Jimmy'z», einen Nachtclub. Also, um sprachlich genau zu sein, man geht nicht, man fährt in das «Jimmy'z». Und ich meine nicht, dass man hinfährt, sondern vorfährt. Die Auffahrt ist so lang, dass kein *high roller* den Weg zu Fuss zurücklegt (wie MvH dieses Mal, das *cachet* seines Rollers können die Türsteher wahrscheinlich noch nicht sehen). *From the inside:* Carl Hirschmann, ein Nachtlokalbetreiber in Zürich, sass an einem Tisch, der, wäre er ein Rennauto, sich in der Pole-Position befunden hätte. Und Bianca Gubser, ein Model und die Tochter von Raquel Marquard, war eines der attraktivsten Mädchen in dem Club (sie war nicht mit ihrem Ex-Freund Carl dort). Im Nachtleben wenigstens punkteten wir Schweizer also, was vom Rennen des folgenden Tages nicht geschrieben werden darf (Sébastien Buemi schied aus nach 14 Minuten).

Den GP sah ich von der Terrasse einer Suite im «Hérmitage»; es war recht spannend und kurzweilig im Grund. Der Blick, den man hat von dort, ist besser als der, den die meisten anderen haben: rund 30 Meter Rennbahn von Nahem sowie weitere 250 Meter aus der Ferne. (Wie die Verantwortlichen es hinbekamen, Formel-1-Rennen zu Zuschauererevents zu machen, sollte einem einmal einer erklären; die könnten vermutlich sogar MvH und seine Kolumne ganz gross rausbringen.)

Danach fuhr ich nach Nizza (neuer Streckenrekord: 29 Minuten). Dort musste ich tanken – der Scooter verbrauchte 1,72 Liter Bleifrei für 95 Kilometer. Das kostete 2.20 Euro.

## «Frauen empfehlen wir grössere Messer»

Michael Bach, Geschäftsführer des Messer-Shops CeCo Ltd. in Biel, über die Vorteile von Keramik, perfekte Schneidebretter und das Problem mit Messerschleifern.



«Japan hat das höchste Schärfeniveau»: Online-Händler Bach.

### Wie viele Messer braucht ein Profikoch?

Wir rüsten zum Beispiel die Jugend-Kochnationalmannschaft aus. Der Trend geht zu weniger und personalisierten Messern. In der Regel enthält ein Starter-Set ein Kochmesser, vielleicht ein Schinkenmesser und ein Universalmesser zum Filetieren.

### Und der Amateur?

Im Hobbybereich meinen die Leute, sie brauchten mehr. Männer tendieren zu grösseren Messern, meistens zu grossen, Frauen hingegen arbeiten mit zu kleinen Messern.

### Was muss man für ein gutes Kochmesser auslegen?

Hundert Franken sind eine gute Basis, wenn man einen guten Stahl haben will, einen guten Abzug und bleibende Schärfe.

### Welches ist Ihr teuerstes Messer?

Ein handgeschmiedetes Brotmesser von Güde. Es kostet 5900 Franken. Es sprengt

auch von der Dimension her den normalen Rahmen. Es ist 32 Zentimeter lang, und die Schmiedetechnik stösst mit 300 Lagen an die Grenzen des Machbaren.

### Welches sind die Vor- und Nachteile von Messern aus Keramik?

Keramik hat viel mit Angst zu tun. Es wird oft mit Porzellan verglichen. Man muss aber sehen, dass Keramik heute von Ferrari oder andern bei Bremsscheiben eingesetzt wird. Messer in einer sehr guten Qualität brechen nicht mehr, wenn sie herunterfallen. Ein wesentlicher Vorteil: Sie sind extrem leicht, drei- bis viermal härter als Stahl und bewahren die Schmitthaltigkeit am längsten. Wer sorgsam damit umgeht, kann zwei bis drei Jahre Tomaten damit schneiden.

### Wie lang sollte ein Allround-Küchenmesser sein?

Es muss auf die persönliche Grösse abgestimmt sein. Frauen empfehlen wir grössere

Messer. Männer gehen oft aufs Fleischmesser, und das ist auch der falsche Ansatzpunkt. Wenn Sie heute in der Küche zubereiten, ist das Fleisch oft teilweise vorproportioniert. Sie müssen vielleicht noch einen Schnitt machen. Ein grosser Teil der Vorbereitungsarbeit entfällt auf das Gemüse, auf das Rüsten. Da sollte das Messer handlich sein.

### Was ist von günstigen Messersets zu halten?

Im Moment ist der Markt überschwemmt. Viele wollen eine gewisse Ästhetik nachahmen. Das Problem ist, dass die Qualität vom Abzug und auch vom Stahlmaterial her nicht stimmt. Der Stahl ist meistens zu weich, die Schmitthaltigkeit währt nicht lange, und die Messer werden in der Regel recht rau aufgeschliffen. Der Profikoch versucht einen sauberen Schnitt. Je sauberer der Schnitt, desto sauberer ist das, was Sie schneiden. Der saubere Schnitt ist heute ein ganz wichtiges Indiz für ein gutes Messer.

### Welche Schneidbretter sind gut?

Lange war Holz verpönt in der Gastro-Branche. Wenn Holz nicht trocknen kann, besteht die Gefahr der Bakterienbildung. Es ist aber so, dass Holz natürliche Gerbstoffe hat und durch diese antibakteriell wirkt. Es muss nur die Gelegenheit haben zu trocknen. Ideal ist etwa deutsches Kopfholz, Buche oder Eiche. Sie sollten in die Richtung der Fasern schneiden, in die Richtung, wie der Baum gewachsen ist. Kunststoffbretter gehen auch, aber Acrylbretter sind eigentlich ungeeignet für hochwertige Messer, weil sie ein ähnliches Härteniveau haben und starke Abnutzung mit sich bringen.

### Sind japanische Messer die besten?

Japan hat das höchste Schärfeniveau. Zum einen von der Fertigung her, man denke an das Samuraischwert, zum andern wegen der Bedürfnisse der japanischen Küche.

### Soll man ein teures Messer dem Messerschleifer anvertrauen?

Messerschleifer – ein schwieriges Thema. Jeder darf. Es gibt nicht viel mehr als zehn gute, gelernte Messerschmiede, die noch eine eigene Messerschleiferei haben. Wir arbeiten sehr eng mit Seiler Technik in Basel, in Zürich gibt es den Lorenzi am Stampfenbachplatz, Graf Messerschmiede in Oerlikon oder dann in Rapperswil den Elsener Messerschmied.

Die Fragen stellte Jürg Zbinden.



## Stars aus «Psycho» und «Halloween»

Von Jürg Zbinden

Das Messer ist eines der ältesten Werkzeuge, diente aber auch schon den Steinzeitmenschen als Waffe. Und was wäre das Spannungskino ohne das Messer: «Das Messer im Wasser» (1962) von Roman Polanski zeugte vom grossen Talent. In mancher Erinnerung haftet auch der dreiteilige TV-Strassenfeger «Das Messer» von Francis Durbridge (1971). Unauslöschliche Szenen mit tausenden Klingen enthalten aber zwei Meisterwerke des Horrorfilms: Alfred Hitchcocks «Psycho» (1960) und John Carpenters Auftakt zur Leinwand-Erfolgsserie «Halloween» (1978). Die nachstehenden Highend-Messer sind hingegen zum friedlichen Gebrauch in der Küche bestimmt. Und Gemüse kennt keine Furcht.

1 — «Yamato» (nicht Yamamoto!) hat sich der deutsche Hersteller WMF auf die Klingen geschrieben. Diese sind aus geschmiedetem Karbonstahl, haben einen sehr hohen Kohlenstoffanteil und sind deshalb extrem hart. Das Design nimmt die strenge asiatische Grundform auf und kombiniert sie mit westlicher Nietenoptik. Edel ist der Griff aus dunklem Palisanderholz. Für optimale Balance sorgt der massive Kropf. Das Santokumesser entstammt einer Dreierserie, die für Fr. 798.– zu haben ist. Bezugsquellen: [www.wmf.ch](http://www.wmf.ch)

2 — «Kitae-ji» von Windmühle stammt aus dem nördlichen Japan vom Klingenschmied Tsukasa Hinoura, der Schmied in dritter Generation ist. Das handgefertigte Damast-Sashimi-Messer trägt den Namen «Tsukasa» in Kanji-Zeichen auf der Klinge eingraviert. Der Preis: Fr. 2500.–. [www.tavola.ch](http://www.tavola.ch)

3 — «Shark» sieht aus wie eine Haifischflosse, die durch das Wasser gleitet. Durch die stark gebogene Schneide eignet es sich zum Wiegen von Kräutern und Gemüse. Es ist aus bestem Solinger Stahl mit Fasseichengriffen. Der Preis: Fr. 179.–. [www.tavola.ch](http://www.tavola.ch)

4 — Das «Hackebeilchen» (Serienmörder Fritz Haarmann!) von KAI ist ein braves China-Kochmesser mit einer 19,5-Zentimeter-Klinge. Es kostet Fr. 399.–. [www.cecco.ch](http://www.cecco.ch)

5 — Das Sashimi-Messer von Kyocera, dem Weltmarktführer im Bereich Hightech-Keramik, verfügt über extreme Härte, hohe Widerstandsfähigkeit und Biokompatibilität. Die Klinge ist 18 Zentimeter lang. Der Preis: Fr. 450.–. Bezugsinfos: [www.tavola.ch](http://www.tavola.ch)

1



2



3



4



5





Auto

## Männerwitz für Autofeinde

Der Jaguar E-Type kommt so phallisch daher, dass ihm alle Feministinnen zu Dank verpflichtet sind. *Von Ulf Poschardt*

**H**ier spricht Ihr Anlageberater, Teil II. Die einzig gleichwertige Alternative zur Pagode, die ich letzte Woche vorgestellt habe, ist ein Jaguar E-Type, jenes Coupé beziehungsweise jener Roadster, dem alle Feministinnen zu Dank verpflichtet sind, weil er die phallische Form des Automobils in einer Art skulpturalen Übertreibung realisiert hat. Während der Porsche 911 eher weibliche Formen nachahmt, mit Scheinwerfer-Brüsten und einem Knackhintern-Heck, wirkt der E-Type für Autofeinde wie ein Männerwitz. Die Motorhaube erscheint mit den Lufteinlassschlitzen

und Mitteldom endlos, und beim Öffnen kann der Roadster mehr oder weniger mit einem Griff komplett blossgelegt werden. So ist der E-Type eine nackte Kanone.

Der Roadster firmiert bei Jaguar als OTS: Open Two Seater. Als er 1961 in Genf zum ersten Mal präsentiert wurde, schien die sexuelle Revolution schon auf der Strasse angekommen zu sein: und zwar vor Sleep-ins, Pille und Emanzen-Erotik in der linken WG. Ausgerechnet in der Urvariante des E-Type mit den hohen Bodenblechen fühlt sich der Machismo in fast embryonaler Enge behaglich.

Nachdem 1964 der Hubraum wuchs, enteilte der E-Type mit seinen Leistungen der Konkurrenz. Der neu an den Markt gebrachte Porsche 911 konnte nicht mithalten, lediglich Ferraris waren so schnell oder schneller. Die erste Serie wurde bis 1964, die Serie 1½ bis 1968 und die zweite Serie ab 1970 gebaut. Die Serie 2 ist heute deutlich günstiger als die Vorgänger, auch wenn die Preise der Roadster trotz Finanzkrise etwas nachgeben. Das fairste Angebot gibt der Sechszylinder ab, während der Zwölfzylinder in der Serie 3 sehr kostspielig geworden ist.

Wer einmal in einem E-Type mitfuhr, neben einem sportlichen Fahrer zumal, wird wissen, dass die Seitenführung bei den Sportwagen damals kein echtes Thema zu sein schien. Gewarnt werden muss auch vor den nicht gerade renntauglichen Bremsen und der auch sonst nicht gerade unempfindlichen Mechanik. Ein E-Type entwindet sich jeder Form des Alltags: Er revoltiert mit seiner exzentrischen Aufmachung und der Motorisierung gegen den Trott der Normalität. Er war dem Spruch «Sei realistisch, fordere das Unmögliche» näher als die quäkenden Studenten jener Zeit.

Anfang der siebziger Jahre sah der E-Type aus, als gehörte er einer vergangenen Epoche der Eleganz an. Während der 911er seine Zukunft vor sich hatte und die Pagode einen würdigen Nachfolger fand, blieb der Roadster von Jaguar lange ohne Erbe.

Die Cabrios der sechziger und siebziger Jahre waren Zeitmaschinen, Entschleuniger und Beruhiger zugleich. Wer im offenen E-Type ins Büro rollt, mag Neider aktivieren, aber der Blick auf die eigene Existenz wird freier: Wer so viel Schönheit (Holzenkrad!) in Händen hält, wird an den Rest der Welt einen höheren Anspruch anlegen. Er muss gegen das Hässliche rebellieren.

**Ulf Poschardt** ist stellvertretender Chefredaktor der *Welt am Sonntag* in Berlin.

### Jaguar E-Type OTS (Baujahr 1970)

Hubraum: 4198 ccm  
 Leistung: 269 PS  
 Höchstgeschwindigkeit: 245 km/h  
 Preis: ab 70 000 Franken  
 (für gepflegte Occasionen)



## Wie in Frankreich

Diesmal gehen wir nicht nur essen, sondern machen einen richtigen Ausflug. *Von David Schnapp*

Das Hotel «Lausanne Palace» betört durch den etwas verblichenen Charme eines klassischen Grandhotels; dicke Teppiche, Bügelautomat im Zimmer und Bäder aus schwarzem Marmor. Das «Palace» beherbergt aber auch ein sehr gutes Restaurant. «La Table d'Edgar», benannt nach seinem Küchenchef Edgar Bovier, der sich einen Michelin-Stern und siebzehn Gault-Millau-Punkte erarbeitet hat.

Weil wir für einmal aber nicht einfach nur essen gehen wollen, sondern einen richtigen Ausflug geplant haben, um unseren welschen Landsleuten etwas näherzukommen, fahren wir zuerst raus aus der Stadt. Im kleinen Ort Cully findet gerade «Cully Jazz» statt, das ganze Dorf ist auf den Beinen, wir trinken mit dem ehemaligen Redaktionskollegen, der jetzt in Lausanne zum Manager ausgebildet wird, ein Glas Weisswein. Vor uns der Lac Léman, hinter uns die grandiose Kulisse der Weinberge des Lavaux, man könnte sich hier auch einfach schön betrinken.

Zurück im «Palace», kommt schon bald die Vorspeise, Spargeln mit Olivenöl, Parmesan

und einer ausgezeichneten Béarnaise de cabillaud. Wunderbare Zutaten, die jede für sich schön zu schmecken ist. Man denkt unweigerlich an die Provence, den ganzen Geschmack Frankreichs halt. Die Ravioli mit Morcheln, Ricotta und Thymiannote, die der Manager-Lehrling gegenüber isst, bestätigen den Eindruck.

Dann wird uns der Höhepunkt des Abends präsentiert, die «Côte de Bœuf du Simmental à la grille», ein sehr ordentliches Stück Fleisch für zwei Personen. Das Rindskotelett kriegt man in Deutschschweizer Restaurants nicht oft zu sehen und in dieser Qualität schon gar nicht. Perfekt gebraten und mit Kräutern aromatisiert und schön ergänzt durch die schlichten Kartoffeln mit Lauch, Speck und Morcheln. Der junge, sympathische Sommelier hat uns dazu einen Wein aus Cully empfohlen, wir lehnen uns zurück und loben die Westschweiz und die Grösse der französisch inspirierten Küche. Ein Ausflug, der sich in jeder Hinsicht gelohnt hat.

**La Table d'Edgard im Lausanne Palace.** Grand Chêne 7-9, 1002 Lausanne. Tel. 021 331 31 31. Dienstag bis Freitag und Samstagabend.



**Wunderbare Zutaten:** Küchenchef Bovier im «Lausanne Palace».

## Süsse des Lebens

*Von Peter Rüedi*



Im Grunde eine demokratische Natur, denke ich, was mir an Weinen möglich sei, sollte sich jeder greifen können – gesetzt, er sei ein mittelständischer Mitteleuropäer, etwas Hedonist und er setze die Prioritäten ähnlich wie ich. Will sagen, in dieser Kolumne sollte von Weinen die Rede sein, mit denen jeder, so er will, seine eigenen Erfahrungen machen kann. So die Regel. Hier ist eine Ausnahme, nämlich eine Flasche von Jean-François Coche-Dury. Nicht der Corton Charlemagne, von dem zu Preisen zwischen 1600 und 3600 Franken in der Schweiz noch einige Flaschen zu finden sind. Ich meine einen «schlichten» Meursault (Vireuils-Dessus) 2006 für etwas über 70 Franken. Das Problem ist, Weine von Coche-Dury überhaupt zu finden, von dem Parker einmal den denkwürdigen Satz schrieb: «Mit virtuell weltweiter Übereinkunft unter Kennern von trockenen Weissweinen ist Jean-François Coche-Dury der grossartigste Produzent von weissem Burgunder.»

Denkwürdig ist das Statement, weil alle Anstrengungen des eigenwilligen Perfektionisten einem Weinideal gelten, welches das genaue Gegenteil von jenem ist, das Parker nachgesagt wird. Die Weine von JFC (Coche gehört zur Kategorie, bei der sich Kenner das Monogramm zuraunen) sind, egal in welcher Varietät, eine Art Nonplusultra von schlankem, je nach Entwicklungsphase gar ein wenig sperrigem, jedenfalls aromatisch komplexem, extrem mineralischem Chardonnay. Terroir schlechthin. JFC klaubt zäh jede mangelhafte Beere aus seinen Trauben, er weigert sich, aufzuzuckern, operiert vorsichtigst mit neuem Holz. Wer das Ancien Régime nicht gekannt habe, wisse nichts von der Süsse des Lebens, sagte Talleyrand. Ohne die Erfahrung eines Glases von JFC wüsste ich (etwas übertrieben gesagt) nicht, zu welchem Charakter die selbst im Burgund oft etwas verschlampt und *greasily* inszenierte Chardonnay fähig ist. Kaum zu finden, aber die Suche lohnt. Gelegentlich findet auch mal eine Bouteille von JFC den Weg auf Ebay.

**Jean-François Coche-Dury: Meursault 2006 (Vireuils-Dessus).** 12,5%. Jean Solis, Pully. Fr. 73.– (vergriffen; für spätere Gelegenheiten und Alternativen: infojeansolis.ch)

## Bestseller

### Belletristik

- 1 (4) **Alex Capus:** Der König von Olten  
(*Textwerkstatt*)
- 2 (2) **Michael Theurillat:** Sechseläuten  
(*Ullstein*)
- 3 (1) **Judith Hermann:** Alice  
(*Fischer*)
- 4 (3) **Martin Suter:**  
Das Bonus-Geheimnis (*Diogenes*)
- 5 (5) **Daniel Glattauer:**  
Alle sieben Wellen (*Zsolnay*)
- 6 (6) **Sarah Kuttner:** Mängelexemplar  
(*Fischer*)
- 7 (10) **Fred Vargas:** Der verbotene Ort  
(*Aufbau*)
- 8 (7) **Charlotte Roche:** Feuchtgebiete  
(*DuMont*)
- 9 (–) **Klaus Merz:** Der Argentinier  
(*Haymon*)
- 10 (–) **Martin Walker:** Bruno Chef de police  
(*Diogenes*)

### Sachbücher

- 1 (1) **Eckart von Hirschhausen:**  
Glück kommt selten allein ... (*Rowohlt*)
- 2 (3) **Nik Hartmann:** Über Stock und Stein  
(*Edition Fona*)
- 3 (2) **Largo, Beglinger:** Schülerjahre (*Piper*)
- 4 (4) **Mikael Krogerus, Roman Tschäppeler:**  
50 Erfolgsmodelle (*Kein & Aber*)
- 5 (5) **Rhonda Byrne:** Das Geheimnis (*Goldmann*)
- 6 (6) **Ernst J. Schneider:** Zivilgesetzbuch,  
Obligationenrecht (*Orell Füssli*)
- 7 (–) **Pape, Schwarz, Trunz-Carlisi:**  
Schlank im Schlaf für Berufstätige  
(*Gräfe und Unzer*)
- 8 (8) **Duden:** Die deutsche  
Rechtschreibung (*Brockhaus*)
- 9 (7) **Bernhard Moestl:** Shaolin (*Knaur*)
- 10 (9) **Rolf Hiltl:** Hiltl (*Orell Füssli*)

Quelle: Schweizer Buchhändler- und Verlegerverband  
SBVV/Media Control

### Apropos: «Literaturclub»

War es Iris Radisch selbst, die ihn nach der Kritik in der *Weltwoche* an Moderationsstil und Einschaltquote des «Literaturclubs» um Hilfe gebeten hatte? War es Networking, dass am Ausstrahlungstag der letzten Sendung auf dem «Tagi»-Newsnetz mit dem Teaser «Fernsehen wie noch nie» für Roger de Weck und die Sendung Werbung bei den 200 000 Usern der Internetseite betrieben wurde? Wir wissen es nicht. Tatsache ist: Ritter Roger warf sich, eingeladen als Gast, ins Schlachtengetümmel, um die angeschlagene Position der Moderatorin zu retten. Waren es die Tugenden der *manheit* (Tapferkeit) oder der *milte* (Barmherzigkeit), die ihn antrieben? Ach, das war es wohl nicht, was den Ritter ohne Furcht und Tadel motivierte. Vielleicht war es bloss Ego-Marketing des Meisterstrategen. (*rei*)

## Literatur

# Pfeil im Herzen

**Gilbert Adair ist ein literarischer Alleskönner. In seinem neusten Kriminalroman, der im Berner Oberland spielt, übertrifft der Zauberer sich selbst. Von Michael Maar**

Mit Gilbert Adair nach einer Lesung noch im kleinen Kreis zu sitzen, ist gefährlich. Mit unbewegter Miene lässt der begnadete Erzähler Pointe um Pointe fallen, und der Zuhörer muss aufpassen, dass er nicht vor Lachen seinen Wein ausprustet.

Ob es in der Familie liegt? Der ältere Bruder des 1944 in Edinburgh geborenen Schriftstellers ist ein berühmter Zauberer. Als junger Mann begleitete ihn Gilbert als Assistent auf Kleinstadt-Tourneen. Kaum zu vermeiden, dass er ihm dabei einige Tricks abschaute; auch wenn diese Tricks nicht immer funktionierten. Peinlich nachhallend der Moment, als Gilbert seinem Bruder auf der Bühne die Zungenspitze abschneiden und dem Publikum zeigen muss: Sie rutscht ihm aus der Hand, und der ganze Saal hört das metallische Klacken. Oder das Fiasko mit der Prophezeiung. Wenn sie länger am selben Ort auftraten, pflegte der Zauberer am ersten Abend einen Umschlag zu versiegeln und in einen Safe zu stecken. Der Inhalt des Couverts: ein Zettel mit der Zeitungsschlagzeile des kommenden Freitags. Am Freitagabend wird der Umschlag unter notarieller Aufsicht aus dem Safe genommen, Assistent Gilbert öffnet ihn und verliest dem staunenden Publikum die Schlagzeile des Tages. Am fatalen Freitag hiess die Schlagzeile: «Kennedy shot in Dallas». Nach kurzer Pause dringen aus dem Publikum laute Buhs. Wenn Mr Adair es seit Anfang der Woche wusste, warum hat er Kennedy nicht gewarnt?

### Schade für die Magie

Gilbert Adair folgte nicht dem Berufsweg des Bruders, sondern wurde Schriftsteller; was schade für die Magie war, aber gut für die Literatur. Seinen Sinn für das richtige Timing, die sublimale Täuschung, das Palmieren der Pointen hat er sich dabei bewahrt. Auch den für das Training, die Fingerfertigkeit, das Handwerk. Gilbert Adair ist insofern altmodisch, als er bei den heutigen Romanen den *pitch* vermisst – den einen Satz, in dem man ihn notfalls zusammenfassen kann. Aber der *pitch* ist nur das eine, das andere ist das Genre.

Gilbert Adair glänzt in vielen Genres. Es gibt den Worttüftler, der George Perecs e-losen Roman «La disparition» ebenso e-los ins Englische überträgt (unter dem ingeniösen Titel «A void»). Es gibt den Spötter, der in einer wöchentlichen Kolumne der *Sunday Times* mit den überschätzten Künstlern aufräumt, die es bis ins nächste Jahrhundert nicht brächten.

Und es gibt den Verehrer Marcel Prousts, in dessen Chamäleontechnik des Pastiches Adair sich seit Jahrzehnten übt. Wenn er eine Geschichte mag und wenn ihr Autor in seinen Pantheon gehört, schreibt er sie am liebsten neu. Adair hat «Alice in Wonderland» weitergedichtet und «Peter Pan» und mit der Novelle «Liebestod auf Long Island» eine explizitere Neufassung des «Tods in Venedig» verfasst (dem Vorbild des verführerischen Tazio widmete er später eine eigene biografische Studie).

Ein unverkennbares Faible hat er auch für den Kriminalroman. «The Act of Roger Murgatroyd», auf Deutsch «Mord auf ffolkes Manor», der erste Band einer Trilogie, die jetzt zum Abschluss gelangt ist, war ein neoklassischer *whodunit* der Subspezies *locked room mystery*: Der Ermordete findet sich in einem von innen abgeschlossenen Raum. Der Untertitel versprach «An Entertainment», und genau das war das Buch auch; zugleich eine Feier und eine Parodie Agatha Christies, mit der Adairs Heldin Evadne Mount, die ihrerseits Krimis schreibt, konkurriert.

Als sein Verleger nach dem Erfolg des ersten Krimi-Pastiches einen zweiten Band forderte, lehnte Adair ab. Es sei sein Prinzip, sich nicht zu wiederholen und etwas nie zweimal zu tun. Aber, fiel ihm auf dem Nachhauseweg ein: Er hatte noch nie eine Fortsetzung geschrieben – also war auch das ein erstes Mal. Es folgte der zweite Band, «Ein stilvoller Mord in Elstree», gespickt mit Anspielungen auf Alfred Hitchcock – Adair ist auch ein ausgefuchster und allwissender *cinéphile* (nicht *cinéaste*, was den Filmmacher meint, wie er gern korrigiert).

Und jetzt also der dritte und letzte Band, «Und dann gab's keinen mehr», der noch vor der englischen Fassung in deutscher Übersetzung erschien. Er ist etwas ganz anderes. Bei dieser Abschiedsvorstellung zaubert Adair nicht ein Kaninchen aus dem Hut, sondern einen weissen Elefanten.

Der Erzähler und Held ist niemand anderes als Adair persönlich. Seine beiden Evadne-Krimis kommen samt Verlagsangabe vor, sein deutscher Lektor hat ebenso einen kleinen Auftritt wie seine langjährige Agentin – jedes Detail der Oberfläche stammt akkurat aus der Wirklichkeit. Die Zeit der Handlung ist das Jahr 2011, der Ort das Berner Oberland. Die Anhänger des Urdetektivs Sherlock Holmes treffen sich zu einem Festival in Meiringen am Rand jener Reichenbachfälle, in denen Holmes sein vorläufiges Ende gefunden hatte.



*Stellt Kunst auf die Probe:* Schriftsteller Adair.

Gilbert Adair ist zur Tagung eingeladen und trägt sein Pastiche einer Holmes-Erzählung vor («Die Riesenratte von Sumatra»). In der anschließenden Fragerunde sitzt das Publikum – wie immer bei solchen Veranstaltungen – stumm wie ein Haufen Weihnachtsspielzeuge, bei denen die Batterien nicht mitgeliefert wurden. Nur eine Dame meldet sich zu Wort: Evadne Mount persönlich. Genauer gesagt, ihr Vorbild, nach dem Adair mit Evadnes Genehmigung seine Figur geschaffen hatte. Als ein anderer alter Bekannter entpuppt sich der mysteriöse Überraschungsgast des Festivals. Es ist der homosexuelle Starautor Gustav Sla-

vorigin, durch dessen Mund Adair einige politisch unkorrekte Sottisen über die Amerikaner und ihren 11.-September-Schock äussern kann; Sottisen, die Slavorigin das Schicksal Salman Rushdies eingetragen haben. Der arrogante, charismatische Amerika-Hasser lebt an ständig wechselnden Aufenthalten, weil ein texanischer Milliardär ein Kopfgeld von hundert Millionen Dollar auf ihn ausgelobt hat. Als er bald darauf im Sherlock-Holmes-Museum mit einem Pfeil im Herzen gefunden wird, gerät das ganze Symposium in Verdacht.

Nur der wahre Täter nicht, wie es sich gehört. Bevor der enttarnt wird, muss Mr Adair

einige verwirrende Beobachtungen machen. Wie kann es sein, dass Evadnes Vorbild wiederholt über ihren verstorbenen Mann seufzt, den Gilbert doch frei erfunden hat? Merkwürdig. Diese Merkwürdigkeiten häufen sich unauffällig, sind aber nichts gegen die Schlusshüllung.

Das wahre literarische Muster dieses Buchs ist nicht mehr von Agatha Christie, es ist «Fahles Feuer» von Nabokov, dem Adair in Hassliebe verbunden ist. Mehr an illusionistischen Raffinessen, an Escher-artig in sich selbst zurücklaufenden Treppen und einander wechselseitig aus dem Nichts schöpfenden Zeichnerhänden ist in einem Krimi nicht möglich. Wenn es einen *whodunit* gibt, mit dem sich das Genre in die Luft katapultiert, um nie wieder gesehen zu werden, dann ist es dieser letzte der Trias, mit dem Adair sich selbst übertroffen hat.

Er ist ein Zauberer und Zitat-Artist, bei dem die Postmoderne nicht zweimal klingeln musste. Aber Adair hat auch seine andere Seite, die sich aus dem Autobiografischen speist. Sein brilliantestes und bösestes Buch, «Blindband», verdankt seine Tiefe dem Schatten, der auf Gilberts Kindheit lag, als sein Vater langsam erblindete. Sein früher Roman «The Holy Innocents», von Bertolucci (unter dem Titel «The Dreamers») verfilmt, nährt sich aus seiner Zeit in Paris, wo Adair zwölf Jahre lang lebte. Dort spielt auch sein bislang noch nicht übersetzter Roman «Buenas Noches Buenos Aires». In ihm hat sich Adair am strengsten an den Rat des Kritikers Cyril Connolly gehalten: Wenn jeder nur völlig wahrheitsgetreu seine Eindrücke niederlegte, würde es immer ein Meisterwerk; nur fingen alle Autoren an, irgendwann zu retouchieren und zu lügen. «Buenas Noches» ist ein elegantes, drastisches, wenn man so will: Adairs schmutzigstes Buch und zugleich sein reinstes. Ungeschützt autobiografisch schildert er darin sein Coming-out und die Ära der Sexpartys, die ihr Ende findet, als unter den Freunden plötzlich eine unheimliche Krankheit ausbricht.

In diesem Buch steht nicht mehr der trickreiche Illusionist auf der Bühne. Wie am Tag der Ermordung Kennedys gibt es Momente, in denen das Zaubern nichts mehr hilft. Dann wird die Kunst auf die Probe gestellt, vom Lebens- und Todesernst. Es ist die entscheidende Probe, und Adair besteht sie mit Mut und Bravour.

#### **Bücher von Gilbert Adair:**

Liebested auf Long Island. Edition Epoca, 1998  
 Blindband. C. H. Beck, 2008  
 Wenn die Postmoderne zweimal klingelt. Edition Epoca, 2000  
 Adzio und Tadzio. Edition Epoca, 2002  
 Träumer (überarbeitete Fassung von «The Holy Innocents»). Edition Epoca, 2003  
 Buenas Noches Buenos Aires. Faber & Faber, 2005  
 Mord auf folkes Manor. C. H. Beck, 2006  
 Ein stillvoller Mord in Elstree. C. H. Beck, 2007  
 Und dann gab's keinen mehr. C. H. Beck, 2008

## Geometrie der Gefühle

Von Peter Rüedi

Wer nur von Musik etwas versteht, versteht auch die nicht recht, sagt sich, mit Goethe, der Wiener Trompeter und Komponist Franz Koglmann. Er ist unter vielen improvisierenden Musikern einer der intellektuellsten und auch verbal ausdrucksstärksten. Kunst ist ihm insgesamt ein synästhetisches System, Worte sind Klänge und Klänge Sprache, Töne Farben und Formen. Nicht von ungefähr hiess eine seiner schönsten CDs «Orte der Geometrie» und eine andere (sozusagen deren Gegenstück) «L'Heure bleue». Eines seiner Projekte nannte er «Schlaf Schlemmer, Schlaf Magritte», ein anderes, Ezra Pound zugedacht, «Cantos I–IV», auch Jean Cocteau widmete er «sechs musikalische Szenen».

Jetzt hat er für sein Monoblue Quartet ein Unternehmen nach seinem literarischen Übervater Vladimir Nabokov geschaffen, «Lo-lee-ta». Und wieder einmal befürchtet, wer ihn nicht besser kennt, unter so viel interdisziplinär zusammengezimmertem Bildungsüberbau müsse diese «Music on Nabokov» einbrechen. Irrtum. Sie ist in ihrem kühlen poetischen Zauber eine von Koglmanns transparentesten, auf vertrackte Weise zugänglich und abstrakt. Kühl bis ans Herz hinan und beseelten Kopfes sucht er aus nächster Ferne die schwebende, verwinkelte Seelenmathematik des grössten russischen Amerikaners (oder umgekehrt) auf das eigene musikalische Schachbrett umzusetzen. Natürlich ohne in irgendwelche Programmmusik zu verfallen.

Koglmann kommt von der Zweiten Wiener Schule her und, im Jazz, von der «weissen Linie» (so hiess ein anderes seiner Projekte: Bix Beiderbecke war damit gemeint oder Chet Baker). Aber im Filigran seines Quartetts (mit Tony Coe, diesmal an Klarinette und Alto, Ed Renshaw an der Gitarre und Peter Herbert am Bass) lässt er gelegentlich sogar sich selbst als «Jazzler» zu. Zwischen die Nabokov-Porträts streut er im Duo mit Wolfgang Mitterer kleine Miniaturen als zusätzliche Pièces de Résistance und Moments musicaux. Fabelhaft geschieht. Und anrührender als jedes vollfette romantische Seelengetöse.



**Franz Koglmann:** Lo-lee-ta. Music on Nabokov. Monoblue Quartet und Duo Franz Koglmann–Wolfgang Mitterer. Col legno jazz WWE 1CD 30004

## Die Mode-Fee

Das Leben der Coco Chanel wurde verfilmt. Aus dem saftigen Stoff ist ein putzig verklärtes Märchen geworden. Von Wolfram Knorr



Zum Schnuckelchen geschnürt: Audrey Tautou als Coco Chanel.

Seit die gross- und dunkeläugige Audrey Tautou als strahlendes Glühwürmchen im Popmärchen «Die fabelhafte Welt der Amélie» (2001) die Franzosen – und nicht nur die – entzückte, erlaubt ihr Rollenfach keine Abweichung: Die Tautou macht jede Figur zur guten Fee, auch wenn sie, wie im jüngsten Fall, nicht fiktiv ist: Coco Chanel (1883–1971), die Mode-Ikone schlechthin. Und die hat die Damenwelt nicht nur vom Korsett befreit, sondern auch von anderem unsinnigen Zierat. Die richtige Besetzung sollte man meinen; doch die Tautou entrückt sie gleich wieder in die Märchenwelt. «Coco avant Chanel», als Biopic gehandelt, ist zwar so fabelhaft duftend wie Chanel Nr. 5, aber Regisseurin und Autorin Anne Fontaine schnürt ihre Coco wieder zum zucker-süssen Schnuckelchen.

Dass sie sich dabei auf die Chanel-Biografie von Edmonde Charles-Roux stützte, macht ihre Ausbeute besonders grotesk. Dessen gründliche Rechercharbeit ist eine Fundgrube für eine saftige Leinwand-Bio. Doch Fontaine zieht eine romantisch-putzige Denkmalpflege um ein uneheliches Aufsteigerkind vor, das im Tingeltangel als Tänzerin und Sängerin begann, sich als Näherin ihr Geld verdiente und den reichen Unternehmer-Luftikus Balsan kennen- und lieben lernte. Durch ihn kam sie an Arthur Capel, der ihr das erste Geschäft als Modistin finanzierte. Die nostalgisch verschwelgte

Lovestory, in der die Rüschen rascheln, der Chiffon knistert und der Champagner in Cancan-selliger Party-Stimmung ewig schäumt, hört – reichlich seltsam – auf, bevor das Leben der Chanel erst spannend wird. Ab und zu urteilt Tautou-Coco mit Niedlichkeitsblick abwertend über die mondänen Damen in ihren «Schaumgebäck»-Outfits, die es zu ändern gelte.

Cocos zahlreiche Affären mit Prominenten aus Kunst und Grossadel und ihre irre Verwicklung mit den Nazis hätte eigentlich der Stoff sein müssen. Als Geliebte von Baron Hans Günther von Dincklage geriet sie in eine bizarre Spionage-story, die von der SS als «Operation Modellhut» geführt wurde. Sie reiste sogar nach Berlin, was ihr die Franzosen nie verziehen. Historiker Alan Bullock: «Hollywood hätte sich das nicht besser ausdenken können.» Ihre Landsleute verschonten die Kollaborateurin nach dem Krieg zwar vor demütigender Kahlrasur, aber die Modazarin zog es doch lieber vor, in die Schweiz zu ziehen. Begeistert waren die Amis von Chanel und ihrer Emanzenmode (zweiteiliges Flanellkostüm). 1969 widmeten sie ihr eine Broadway-Show. Es ist zu hoffen, dass Jan Kounens Chanel-Bio «Coco Chanel & Igor Stravinsky» (über ihre Affäre mit Igor Stravinsky) ein bisschen mehr Pep haben wird.

**Coco avant Chanel.**

Regie: Anne Fontaine. Frankreich, 2009

# Komplize der Kunst

Der Künstler Andreas Züst war auch ein grosser Sammler. Jetzt sind Teile seiner Kollektion erstmals zu sehen. *Von Walter Keller*

Gross und aufmerksam steht er im Frühsommer 1999 vor der Wand in der damaligen Scalo-Galerie. Vor ihm eine Installation mit 69 kleinen Farbfotografien, die zusammen ein merkwürdiges Gebilde ergeben. In jedem Bild spielt die Farbe Rot eine Rolle. Er kneift die Augen zusammen, hört sich an, was ich zu sagen habe. Ich will erklären, doch merke ich nach einigen Minuten Gespräch, dass ich ihm lästig bin. Er weiss, er erkennt, fühlt und ahnt. Er begreift schnell, dass die vielen Szenen aus verschiedenen Orten der ehemaligen Sowjetunion auf der ersten Ebene in packender Einfachheit soziales Leben aus einer Machtsphäre abbilden, die längst der Vergangenheit angehört. Ich ziehe mich zurück, lasse ihn schauen. Er muss in Ruhe gelassen werden und schauen können, sonst wird er unwillig. Nach einiger Zeit kommt er in mein Büro und sagt so etwas wie «Wahnsinn». Ich weiss aus anderen Gesprächen über Bücher, über die Kunst und das Leben (wie es so mit uns spielt), dass die Arbeit ihn auch auf der symbolischen Ebene angesprochen hat. Deshalb «Wahnsinn» oder so ein ähnliches Wort.

Boris Michailows «Red Series», die er sich gerade angeschaut hat, wirkt zwar als Abbild sozialen Lebens, funktioniert als wandfüllendes Gesamtbild, aber warum ich sie ihm – dem Connaisseur – zeigen will und hoffe, er möge sie kaufen, ist, weil sie ein Sinnbild un-

serer heutigen Zeit, weil sie ein Symbol für die vergehende Zeit ist und weil kein Fernsehfilm und keine Novelle das so präzise einfangen könnte, wie das hier zum Ausdruck kommt. Das geht nur fotografisch. Was den Kauf angeht, will er drüber schlafen. Am nächsten Tag ruft er an und schlägt zu.

Vielleicht am entscheidendsten für das Verständnis von Andreas Züst als Sammler ist ein einfaches Wortpaar: Ohrensammler und Augensammler.

## Ohren- vs. Augensammler

Von den Ohrensammlern hat man von Ende der neunziger Jahre bis zu Beginn der Finanzkrise im ersten Jahrzehnt des neuen Jahrtausends viel gehört; vielleicht zu viel. Sie sind clever, überall und immer an den Kunstmes- sen *in the right place at the right time*; gescheit und agil wie Fische bewegen sie sich durch die Kunstszene, und man muss ihnen ein Kompliment machen: Sie erfassen blitzschnell, welche Künstlerin oder welcher Künstler als Nächstes hip sein wird. Ihre sozialen Kompetenzen sind erstaunlich.

Nicht dass sie über Kunst lesen würden, das dauert zu lange und ist zu anstrengend. Sie sammeln, indem sie genau hinhören und erst in zweiter Linie gucken. Aber sie haben die Gabe, zu wissen, wie das Netz der Kunstszene wirkt, und die Mittel, zum richtigen Zeitpunkt

zuzuschlagen. Mittlerweile – 2009 – sind sie international aufgrund einiger Liquiditätsengpässe grossmehrheitlich verschwunden. Viele ihrer Sammlungsstücke werden bald wieder bei Auktionen auftauchen.

Der Augensammler, und so einer war Züst, geht ganz anders vor. Nicht etwa, weil er die Ohrensammler moralisch verurteilen würde. Höchstens regt er sich über sie auf, weil sie die Preise hochtreiben, so dass ihm immer mal wieder der Zugang zu einem Werk verwehrt bleibt, weil er so viel Geld dann doch auch wieder nicht hat.

## Das Kunstwerk wirkt wie ein Totem

Der Augensammler kann einfach nicht anders, er muss schauen, sich versenken, sich vertiefen. Er verweilt, überlegt, schläft noch mal über seinen Wunsch, lässt ihn reifen wie eine Frucht. Dafür ist er, hat er sich einmal entschieden, sich seiner Sache umso sicherer. Er weiss, er muss dieses oder jenes Werk einfach in seine Sammlung integrieren. Weil es wie ein Totem dazu beitragen wird, dass er, der Sammler, die Welt um sich herum besser versteht. Und da die Augen der Spiegel der Seele sind, sammelt er eben mit seiner und für seine Seele. Er ist sozusagen Komplize der Kunst, Mitglied jener verschworenen Gemeinde, die in den meist radikal privaten Visionen der Künstlerinnen und Künstler eine Subkultur sieht, welche ihren bisweilen abstrusen Versuchen nachlebt, die Welt, in der wir leben, besser zu bewältigen, sich in ihr zurechtzufinden. Augensammler sammeln und denken oft auch von der Peripherie her: vom scheinbar Abseitigen. Sie irren und verwirren sich ab und zu, nur um sich anschliessend umso sicherer wieder auf den Pfad ihrer ureigensten Interessen «zurückzupendeln».

Bei Züst kam noch etwas Entscheidendes dazu. Er war selber Künstler. Entsprechend beanspruchte er für sich das höchste Gut, das man als Sammler pflegen und hegen kann: die Freiheit. Die Freiheit (sie hängt nicht unmittelbar vom Geld ab), zu erkennen, zu erspüren und zu ergründen, wann eine Idee erfolgreich zum Gemälde, zur Fotografie, zur Installation oder zum Buch geworden ist. Sich Freiheit erlauben und Ideen erkennen: wunderbare Werte, die dem Augensammler zum Glück verhelfen. Die Kunst ist ihm auf dem Weg dahin das Medium. Der Besitz ist nicht unbedingt das Ziel, wohl aber das Sammeln an sich. Ein Beispiel? Die Arbeit «Red Series» vermachten Züst und seine Erben als Geschenk dem Fotomuseum Winterthur. *Ars longa, vita brevis.*

Leider, muss man sagen: Der einzigartige Künstlersammler und Sammlerkünstler starb im Jahr 2000, 53-jährig.

## Memorizer – Der Sammler Andreas Züst.

Aargauer Kunsthaus, 29. Mai bis 9. August

Walter Keller war Verleger des 2006 eingestellten Scalo-Verlags. Heute ist er in verschiedenen Funktionen als Kulturvermittler tätig.



Die Farbe Rot: Boris Michailows «Red Series».

## Ein spontaner Besuch

Tom Keitas Freundin Claudia möchte gern Karriere machen. Da ist es immer nützlich, wenn man sich mit den wichtigen Leuten gut stellt. «Doppelpass», Folge 27. Von Charles Lewinsky

Man musste auch mal spontan sein können, dachte Claudia. Einfach so eine nette Geste. Durchaus angebracht unter guten Freunden.

«Ihr müsst den Leuten das Gefühl geben, dass ihr an sie denkt», hatte ihnen Ilona Federspiel eingetrichtert und schickte selber jedem ihrer vielen Bekannten zum Geburtstag einen persönlichen Glückwunsch. Auch Leuten, die sie nur ein- oder zweimal getroffen hatte. Zumindest wenn die wichtig waren oder einmal wichtig werden konnten. Natürlich, das machte bestimmt ihre Sekretärin für sie, dieselbe, die damals wegen des Schlüssels für die Ferienwohnung so unhöflich angerufen hatte, aber trotzdem.

Nein, schaden konnte es ihr bei Eidenbenz bestimmt nicht. Im Gegenteil. Und bei ihm gut dazustehen, das war ja auch der Zweck der Übung. Ein bisschen ungewöhnlich war es vielleicht, wo sie seine Frau doch gar nicht persönlich kannte. Aber aufdringlich konnte er es auch nicht finden. Aufmerksam war es von ihr, ja, das war das Wort. Aufmerksam. Und die Verbindung war ja da. Ohne ihre Krankheit hätte er seine Frau bestimmt zu diesem Abendessen beim Thuri mitgebracht.

Mit drei Küsschen hatte er sich auf der Gasse von ihr verabschiedet, nicht zwei, wie es üblich war, sondern drei, links und rechts und wieder links. Ein enger Freund also, wenn man es richtig überlegte.

Und sie war eben ein spontaner Mensch. Sie hatte lang darüber nachgedacht, und das war bestimmt der richtige Satz. «Ich bin eben ein spontaner Mensch», würde sie sagen und ihr den Blumenstraus in die Hand drücken. Oder ihn nur abgeben, mit ein paar Zeilen, die sie auch schon vorbereitet hatte. Für den Fall, dass Sonja Eidenbenz nicht zu Hause war. Oder sie nicht empfangen wollte. Oder konnte. Es würde da bestimmt ein Dienstmädchen geben. Oder eine Haushälterin. Ganz allein konnte es Eidenbenz ja nicht geschafft haben. In der langen Zeit, in der seine Frau in der Klinik war.

Vor lauter Nachdenken hatte sie gar nicht bemerkt, dass das Signal wieder grün war. Beim Anfahren knirschte die Kupplung. Früher oder später war ein neuer Wagen fällig.



Die Blumen vorher auswickeln, das durfte sie auch nicht vergessen. Wie sich das gehörte. Früher, mit diesen durchsichtigen Folien, war es einfacher gewesen, da hatte man auch ohne Auspacken zeigen können, wie viel man in einen Strauss investiert hatte. Und das ewige Problem, wo man mit dem Papier hinsollte, war auch weggefallen. Aber Folien waren jetzt nicht mehr korrekt, wegen der Umwelt und so.

Einmal, noch bevor sie Tom kennenlernte, hatte ihr ein Verehrer Blumen gebracht, und die waren doch tatsächlich bloss in Zeitungspapier eingewickelt gewesen. Ausgerechnet in den *Blick*, das musste man sich mal vorstellen. Den hatte sie aber ganz schnell abserviert.

Heute könnte das nicht mehr passieren. Jetzt wo der *Blick* dieses kleinere Format hatte. Da passte kein Blumenstraus mehr hinein.

Furchtbar, diese Einbahnstrassen. Ständig musste man Umwege fahren. Aber andererseits ein Zeichen dafür, dass man sich in einem der besseren Quartiere befand. Dessen Hausbesitzer genügend Einfluss bei der Stadt hatten, um sich den Durchgangsverkehr vom Hals schaffen zu lassen.

Parkplätze waren auch kein Problem. Zwar nur blaue Zone, aber so lang wollte sie sowieso nicht bleiben. «Ich war ganz zufällig in der Gegend, und da dachte ich ...»

Vor dem Aussteigen noch schnell die Sonnenblende herunterklappen und einen Blick in den Spiegel werfen. Vielleicht doch zu brav, das Make-up. Fast ein bisschen bünzlig. Aber bei nicht mehr ganz jungen Frauen kam es immer besser an, wenn man nicht allzu gut aussah.

Die Blumen nicht vergessen. Am liebsten hätte sie das Papier auf die Strasse geschmissen, aber das hätte jemand sehen können.

Ein schönes Haus. Passte zu Eidenbenz. Massiv und nicht allzu modern. Nicht protzig, aber doch so, dass man merkte: Hier wohnte jemand, der das Kleingeld nicht zählen musste.

Nur die vergoldeten Spitzen des Gartenzauns hätten nicht sein müssen. Auch wenn es natürlich kein echtes Gold war. Trotzdem, das wirkte schon ein bisschen neureich.

Eine ganze Reihe von Klingelknöpfen, obwohl das doch wirklich kein Mehrfamilienhaus war. «Privat», das war der richtige Knopf. Es war schliesslich ein privater Besuch. Unangekündigt. Wie man das ruhig mal machen kann, unter Freunden.

Sonja Eidenbenz kam selber an die Tür. Sie sah älter aus, als man erwarten konnte. Zwei strenge Falten links und rechts vom Mund, wie man sie bekommt, wenn man zu viel an Problemen herumstudiert. «Ihr müsst lächeln», hatte Ilona Federspiel ihnen damals gepredigt. «Möglichst viel lächeln. Das ist auch gut für die Haut.» Sonja Eidenbenz hatte bestimmt nie etwas davon gehört. Und ihre Frisur ... Na schön, sie war bei sich zu Hause und hatte keinen Besuch erwartet. Aber trotzdem. So wäre Claudia noch nicht einmal ins Bett gegangen.

«Ja?», sagte Frau Eidenbenz.

Claudia stellte sich vor. Die Verlobte von Tom Keita, ganz zufällig gerade in der Gegend, so gut mit ihrem Mann befreundet und darum gedacht, man müsste sich doch auch mal kennenlernen.





«Wieso?», sagte Frau Eidenbenz.

«Ich bin eben ein spontaner Mensch», sagte Claudia und streckte ihr die Blumen hin. «Ich habe mich so gefreut, als ich in der Zeitung gelesen habe, dass Sie wieder zu Hause sind.»

«Es stand nicht in der Zeitung.» Frau Eidenbenz hatte den Strauss immer noch nicht genommen. «Nur im Blog von dieser Cassandra.»

«Möglich. Kann sein. Man weiss ja hinterher oft nicht mehr ...»

«Sie schon», sagte Frau Eidenbenz. «Sie sind nicht der Typ, der so etwas verwechselt.»

Es war vielleicht doch keine gute Idee gewesen, einfach so spontan vorbeizukommen.

Sonja Eidenbenz betrachtete ihre Besucherin prüfend und gleichzeitig desinteressiert, wie man sich in der Boutique ein Kleid anschaut, wenn man eigentlich gar keines braucht. Dann, ohne dass man in ihrer Miene eine Veränderung hätte bemerken können, fasste sie einen Entschluss. «Kommen Sie herein», sagte sie. «Wenn Sie schon mal da sind. Ich habe mir gerade einen Tee gemacht. Und geben Sie die Blumen her.»

Der Tee war irgendein Kräutergemisch. Wie gekochtes Gras, dachte Claudia. Lieblos serviert. Sie hätte den Geschmack gern mit Zucker ein wenig überdeckt, aber es stand keiner auf dem Tisch, und danach zu fragen, hätte wie eine Kritik gewirkt.

Nun, sie hatte schon Schlimmeres vorgeplant bekommen und sich nichts anmerken lassen. Das Kalbskotelett zum Beispiel, das sie mit Eidenbenz hatte essen müssen. Wo sie doch eigentlich Vegetarierin war.

Frau Eidenbenz machte keine Anstalten zu einer höflichen Konversation, aber einfach schweigend dasitzen, das ging ja auch nicht.

«Es muss furchtbar sein, dauernd Schmerzen zu haben», sagte Claudia deshalb. «Ich freue mich, dass es Ihnen wieder besser geht.»

«Wieso?»

Was war das für eine Frage?

«Nun ja, es ist doch schön, wenn jemand nicht mehr krank ist.»

«Ich war nicht krank», sagte Frau Eidenbenz. «Ich hatte auch keine Schmerzen. Ich war süchtig. Abhängig. Jetzt bin ich es nicht mehr, sagen sie. Nicht einmal von den Mitteln, die sie mir gegeben haben, damit die Sucht aufhört. Aber ob es mir deshalb besser geht? Das scheint mir gar nicht so sicher.»

«Süchtig?» Claudia sagte es so überrascht, wie sie nur konnte. Es wurde zwar schon lang so etwas gemunkelt, aber natürlich musste man abstreiten, jemals davon gehört zu haben.

«Bleiben Sie so», sagte Sonja Eidenbenz unvermittelt. «So ist es sehr gut. Nicht bewegen!»

Claudia verstand zwar nicht, was das sollte, aber mit dem automatischen Reflex eines geübten Modells befolgte sie das Kommando. Ihre Gastgeberin nahm eine Kamera vom Tisch und knipste. Noch mal und noch mal und noch mal.

«Wunderbar», sagte sie dann und legte die Kamera wieder hin. «Könnte nicht besser sein. Das passt genau in meine Sammlung.»

Die Arme war wohl ein bisschen verwirrt.

«Ich sollte Sie vielleicht nicht länger ...» Claudia war schon halb aufgestanden. Aber Sonja Eidenbenz schien sie gar nicht zu hören.

«Benzodiazepine», sagte sie. «Wissen Sie, was das ist? Nein? Ich habe das Wort vorher auch nicht gekannt. Man lernt eine Menge in so einer Kur. Für mich waren es einfach «meine Pillen». Beruhigungsmittel. Schlafmittel. Ich hab sie allerdings nicht genommen, weil ich nicht schlafen konnte, sondern weil ich nicht wach sein wollte. Bloss: Man braucht immer mehr davon, und sie wirken immer weniger.»

Claudia versuchte das peinliche Thema zu wechseln. «Vielleicht sollten wir die Blumen ... Wenn Sie mir sagen, wo ich eine Vase ...» Wieder wollte sie aufstehen, aber Frau Eidenbenz winkte sie in ihren Korbsessel zurück.

«Lassen Sie sie liegen. Blumen sind wie Menschen: Sie werden erst richtig interessant, wenn sie zu welken beginnen. In der Klinik habe ich zweimal in der Woche einen Strauss bekommen. War wohl ein Dauerauftrag.»

«Hatten Sie ein schönes Zimmer?» Sie hätte sich selber ohrfeigen können. So eine dumme Frage. Aber irgendetwas musste man doch sagen.

«Wunderschön.» Das war wohl ironisch gemeint, auch wenn man es aus dem Tonfall nicht heraushören konnte. «Aber noch schöner war der Raum für die Gruppentherapie. Mit diesen Landschaftsbildern an der Wand. Alles so geschmackvoll. Nur die Leute haben gestört. Rein ästhetisch. Waren Sie schon einmal in einer Gruppentherapie?»

«Nein», sagte Claudia. «Es hat sich nie ergeben.» Wieder so ein dummer Satz.

«Das kommt noch.» Frau Eidenbenz nahm einen Schluck Tee. Es war ihr nicht anzumerken, ob ihr das Gebräu schmeckte. «Früher oder später sitzen auch Sie mal dort im Kreis. Keine wirklich bequemen Stühle, aber wahrscheinlich soll einen das wach halten. Ich habe mir immer die Gesichter angesehen. Am interessantesten sind sie, wenn sie nicht die Wahrheit sagen. Verstehen Sie, was ich meine?»

«Ja, natürlich.» Obwohl sie kein Wort verstand. «Ich glaube, ich verstehe.»

«Stopp!», kommandierte Frau Eidenbenz. «Genau so bleiben!» Wieder nahm sie ihre Kamera und knipste. Und legte sie wieder hin, ohne sich die Bilder auf dem Display auch nur einen Moment lang anzusehen.

«Ich sollte jetzt wirklich besser gehen. Ich habe noch eine Verabredung.»

«Sie haben keine Verabredung», sagte Sonja Eidenbenz. «Aber gehen Sie nur. Sie finden den Weg bestimmt auch allein. Wissen Sie, was ich mir in der Klinik vorgenommen habe?»

«Ja?»

«Zwei Dinge: keine Pillen mehr zu schlucken und keinem mehr etwas vorzumachen.»

Folge 28 des Fortsetzungsromans in der nächsten Weltwoche

## Am Anfang war das Schoggi-Ei

Die Einkaufsassistentin Sukey Chang, 30, und der Bankangestellte Mathias Adam, 31, heiraten im August. Eigenständigkeit bleibe zentral.

**Sukey:** Bis ich zehn Jahre alt war, wuchs ich hauptsächlich bei meinem Vater in Hongkong auf. Er lehrte mich, dass man auf seinen Seelenfrieden achten soll. Auch an andere Grundwerte des Buddhismus glaube ich noch heute fest. Zum Beispiel: Was man anderen zuführt, fällt auf einen zurück. Dann kam ich in die Schweiz. Meine Mutter hatte erneut geheiratet, zusammen mit meinem Stiefvater betreibt sie ein chinesisches Restaurant. Sie arbeiten noch heute sehr hart. Ich führte ein autonomes Kinderleben, musste zu keiner Zeit zu Hause sein, und ob ich die Hausaufgaben erledigt hatte, wurde auch nicht streng kontrolliert. Ich übernahm früh Verantwortung: für mich und den Haushalt. Als Kind dachte ich immer: Später möchte ich einmal eine intakte Familie mit traditionellen Rollenverhältnissen und vielleicht ein Häuslein im Grünen.

**Mathias:** Ich wuchs als behütetes Einzelkind in sehr geordneten Verhältnissen auf und musste als Jugendlicher immer als Erster zu Hause sein. Eine gewisse Disziplin wurde von mir gefordert, beziehungsweise meine Eltern fanden: «Wenn du ein Töffli willst, musst du es dir selbst verdienen.» Nach der Lehre genoss ich die Freiheit. Ich wollte meinen Horizont erweitern, bereiste Neuseeland und arbeitete in den Schweizer Bergen.

**Sukey:** Als ich ihn im Zug nach Zürich zum ersten Mal sah, trug er Baggy Shorts und ein Hawaiihemd. Ich erkannte ihn sofort als Snowboarder und Surfer und dachte: «Das muss nicht sein, das ist ein Shower.»

**Mathias:** Ich sah diese graziöse Frau mit den dunklen Mandeläugen, und mein erster Gedanke war: «Sie ist wunderschön und hat eine geheimnisvolle Ausstrahlung.» Sofort machte ich flotte Sprüche und versuchte, die Aufmerksamkeit auf mich zu ziehen. Sie ignorierte mich.

**Sukey:** Ein paar Monate später stand ich im vollgestopften Zug, es ging mir gar nicht gut. Da steht Mathias wieder vor mir. Es war Ostern, und er schenkte mir das allererste Schoggi-Ei meines Lebens. Ohne Hintergedanken. Einfach so: aus Mitgefühl und Freundlichkeit. Es waren Sekunden, die das Leben verändern. Nun sah ich ihn mit neuen Augen. Wir waren bald leidenschaftlich verliebt.



«Die Ehe ist kein Freipass, um sich gehenzulassen»: Brautleute Chang, Adam.

**Mathias:** Sukey drehte den Schlüssel zu meinem Herzen um. Ich fühlte mich befreit und endlich erfuhr ich die Liebe in ihrer schönsten Form.

**Sukey:** Allerdings wusste ich durch die Erfahrungen in meinem Umfeld, dass ein Glück zu zweit – auch wenn es noch so gross scheint – zerbrechlich sein kann. Ich investierte in meine Freunde und in meine Ausbildung. Mir war die Unabhängigkeit sehr wichtig, und ich wollte schon immer im Ausland arbeiten. Es war eine schwierige Entscheidung, aber ich ging dann acht Monate lang weg.

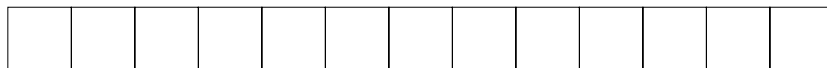
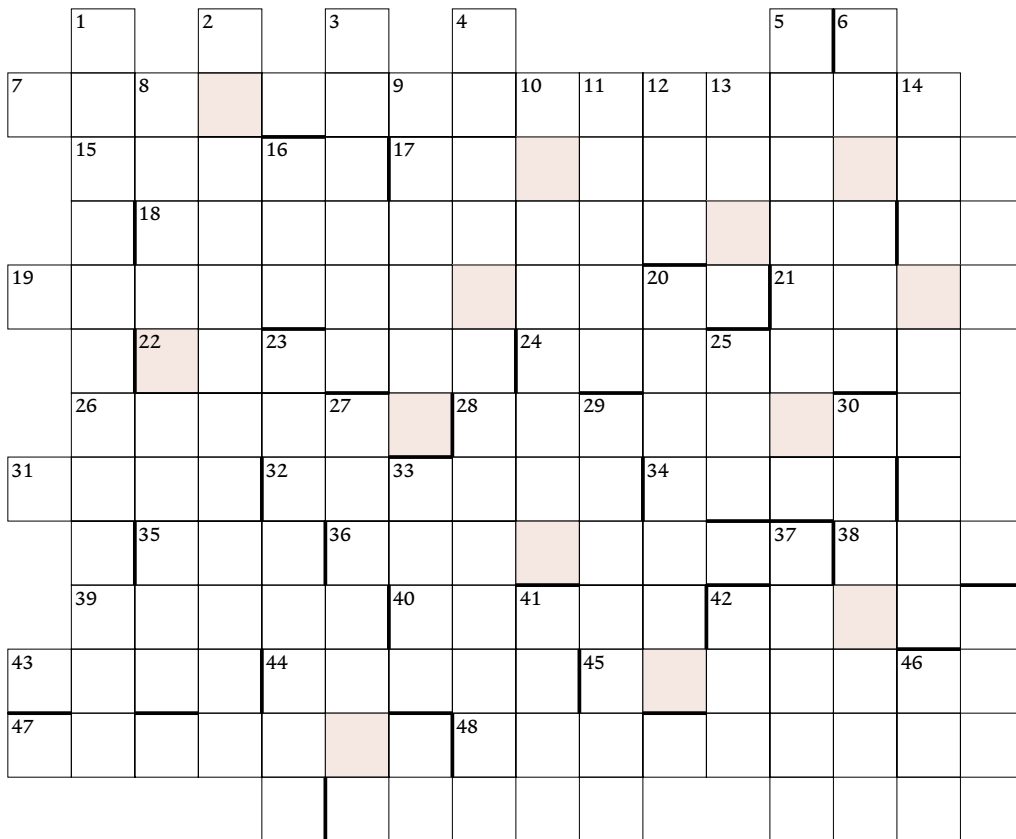
**Mathias:** Sie wollte wegen einem Mann auf nichts verzichten, wie sie sagte, und ich liess es für unsere Liebe zu, dass sie ging. Dieser Wille und die Kraft, für die eigenen Vorstellungen einzustehen: Auch dafür bewundere und liebe ich Sukey. Den Heiratsantrag machte ich ihr während einer gemeinsamen Weltreise, bei Sonnenuntergang in der Lagune von Maupiti in Französisch-Polynesien. Im türkisfarbenen Wasser schwammen kleine Haie und Rochen, und die Palmen wehten im Wind.

**Sukey:** Wir glauben, dass es für die ewige Liebe viel Toleranz und Freiheit braucht. Auch die Eigenständigkeit spielt weiterhin eine zentrale Rolle in unserer Beziehung. Mathias ist ein emanzipierter Mann. Es käme ihm nie in den Sinn, mich einschränken zu wollen.

**Mathias:** Wir schmieden immer wieder Pläne und verfolgen neue Ziele gemeinsam. So soll es auch nach der Heirat bleiben.

**Sukey:** Was die Ehe nicht ist, können wir auch sagen: ein Freipass, um sich gehenzulassen. Ich wünsche mir Kinder und berufliche Entfaltung und eine erfüllte Beziehung und spannende Reisen. Man könnte sagen, ich wolle alles und das sei unmöglich. Ich sage: Wir leben in einer Zeit, die uns die Möglichkeit bietet, nicht nur genügsam zu sein. Wieso sollen wir nicht versuchen, das Allerschönste daraus zu machen?

Aufgezeichnet von Franziska K. Müller.



**Lösungswort** — Woraus Fabelkönigs Vetter Stoff sprengte

Die eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

**Waagrecht** — 7 Bei gewissen Tieren sind die Extremitäten in kleiner Form zitierfähig. 15 Über Tausendjährige am Barrowpunkt. 17 Dame am Anfang politischer Begehrlichkeit. 18 Beim heiligen Sprechen wird zeitlich versetzt gesungen. 19 Kofferworte, bei denen ein Roman im Zentrum steht. 21 Ohne Angestellte liegt die Eburg nicht im deutschen Osten. 22 Bei Doelle stecken sie im wieder erblühten weissen Strauch. 24 Verrückter Zweck. 26 Die Stadt führte jenseits von Afrika Regie. 28 Womit sich britische Richter nun nicht mehr bedeckt halten. 31 Er arrangiert sich musikalisch mit italienischer Schärfe. 32 Schwarzferseuchen. 34 24 Waagrecht in Kölner Form. 35 Sprengskelett der Tunte. 36 Der Geronimo des Emmentals (j=i). 38 Der Tennismanager ist immer geladen. 39 «Kennst du den?» wird man häufig gefragt seit der Reform. 40 Noch und noch lateinisch. 42 Im Original ist Margarita kugelförmig. 43 Ungebackener spanischer Baiser. 44 Scipionier. 45 Die alliierte Jubiläumsoperation endet dort im Desaster. 47 Hier wird einem Heiligen fröhlich auf sein Maul geschaut. 48 Unglaubliches Girl zeigt sich flexibel.

**Senkrecht** — (v. h. = von hinten) 1 Gunzwil wurde 78 Jahre darum betrogen. 2 Unter der IV-Kuppel liegt der Empereur begraben. 3 Höchstleistung einer irischen Bierlaune. 4 Als Jüngerer kommt man beziehungsweise ins Geschäft. 5 Nichtteilnahmewunsch. 6 Der Portus Namnetus seit einiger Zeit vor dem Edikt (v. h.). 8 Ätherischer 70% Downunderbaum. 9 Erin Brockovichs Chef ist kein Schwedex. 10 Rutschbodenbrett für Glaceliebhaber. 11 Im Dialekt hat der Pleitegeier Hörner. 12 Steht für den weiblichen Namen. 13 Was Jung bleibt ohne Gustav. 14 Man darf ihn nach dem Schwan, aber nicht nach seinem Namen fragen (v. h.). 16 Tschau Sepp in der Vereinten Nationenversion. 20 Als was sich der Ituri in den Kongo giesst. 23 Schmirgeln gibt ihm den wilden Lederlook (v. h.). 25 Keine britische Salzlösung. 27 Kardinale Graueit. 29 Milaims Gürtel in der Fastenzeit. 30 Miniregenschutz. 33 Der hässliche Teutone spielt gern Indianerlis. 37 Tintenfischtinte. 41 Rumänische Geldlöwen (v. h.). 42 Das Grapschen beginnt wie bei Flaschen. 46 Magazin mit wirtschaftlichem Widerhall.

© Daniel Krieg - Rätsel Agentur

Lösung zum Denkanstoss Nr. 118

S	A				O			G							
S	C	H	L	A	C	H	T	B	A	N	K	E	S	A	U
H	E	L	V	E	T	I	S	M	U	S	L	O	N	G	
W	I	M	E	R	U	P	T	I	O	N	E	N	D		
G	E	M	A	R	A	D	I	V	E	N	O	G	E	R	
R	I	V	E	H	N	O	N	E	T	I	B	E	T	E	R
S	O	C	O	R	R	O	R	H	E	I	N	T	A	L	
S	R	H	E	O	L	O	G	E	A	S	H	E	S		
E	N	T	T	H	R	O	N	E	N	U	M	E	A	M	
A	E	I	N	R	I	S	S	O	T	U	I	F	I	R	
H	I	G	Ü	E	R	A	S	C	A	S	T	R	E	S	
A	T	L	A	N	T	E	N	E	H	R	G	E	I	Z	
							G			N		K		N	E

**Waagrecht** — 5 SCHLACHTBANK 11 ESAU (Linsengericht) 14 HELVETISMUS 18 LONG (Zigarettenmarke Mary ...) 19 WIM (Kurzform v. «Wilhelm») 20 ERUPTIONEN 21 GEMARA (Teil des Talmud) 22 DIVEN 25 OGER (in «Roger») 26 RIVEH (statt «hiver» = frz. Winter) 27 NONE (= engl. nichts) 29 TIBETER («Tibeter»; Entspannungsübungen) 30 SOCORRO (= span. Hilfe; pazifische Vulkaninsel) 32 RHEINTAL 34 RHEOLOGE (Wissenschaftler, der sich mit Fließverhalten beschäftigt) 36 ASHES (= engl. Asche(n)) 37 ENTTHRONEN 38 UMEA (schwed. Stadt; in «plumeau») 41 EINRISS (ein Riss) 43 OTUIFIR (ri-fiuto = ital. Abfall) 44 HIGUERAS (= span. Feigenbäume; Trainer von R. Federer) 45 CASTRES (Edouard, Maler des Bourbaki-Panoramas) 46 ATLANTEN (Säulenfiguren; Mz. von «Atlas») 47 EHRGEIZ

**Senkrecht** — 1 SCHWEISSNAHT (Schweiss naht) 2 ALLMAECHTIG («Bruce ...», Film mit J. Carey) 3 OBST 4 GELEGENHEITEN 6 HEIMVORTEIL 7 CERAN (Glaskeramik) 8 TIPI (Indianerzelt) 9 AMIET (Cuno, schweiz. Maler † 1961; amie = frz. Freundin) 10 NUO (Patrick, schweiz. Sänger mit albanischer Herkunft) 12 SONETTE (so nette) 13 ANDREAS (... Carl Studer, schweiz. TV-Koch) 15 VERHOEHNUNG («der Lächerlichkeit preis geben») 16 TUDOR (Königshaus v. «Bloody Mary») 17 SNOBISMUS 23 VERGESSEN 24 NIE (...derdorf) 28 NOON («High ...», berühmter Western) 31 RORRET (Terror = lat. Schrecken) 33 HENOCH (Name von 2 Bibelfiguren) 35 LOIRE (Weltkulturerbe wegen der Schlösser) 36 AUTARK 39 AFRI (...Cola) 40 MIEZE (in «Bulimie zeigt») 42 SAN (poln. Fluss, japan. Anrede)

Lösungswort — THEATERSTUECK

**EMS**  
WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit erfolgreich in den Geschäftsbereichen Polymere Werkstoffe, Feinchemikalien/Engineering

*Be anything but obvious*



TUDOR ARMBÄNDE SIND BEI OFFIZIELLEN ROLEX FACHHÄNDLERN ERHÄLTICH.



**LADY CHRONO**

Mechanisches Automatikwerk mit Selbstaufzug.  
Gravierte Tachymeterlunette in Edelstahl mit 73  
Diamanten. Hornbügel mit 28 Diamanten. Zifferblatt  
mit 8 Diamanten. Saphirglas. Verschraubbare Krone.  
Wasserdicht bis 150 m. Edelstahlgehäuse 41 mm.



**TUDOR**

TUDORWATCH.COM